OLZ

XXXI / 11 NOVEMBER 1928

Sand und Wasser in der Unterwelt.

Von Siegfried Schott.

Hierzu Tafel I.

Heinrich Schäfer zum 60. Geburtstag.

Mit der Meinung, daß es einunddieselbe Sonne sei, die jeden Tag neu erstrahlt[1], tritt zu der altägyptischen Spekulation über den sichtbaren Sonnenweg des Tages die über den unsichtbaren der Nacht hinzu, die sich verschiedenartige Lösungen schafft. Von der 18. Dynastie an erscheint auf Wänden der Königsgräber, in Papyri und an Särgen ein theologisches, mit Darstellungen ausgestattetes Lehrbuch, das an Hand von zwölf einstündigen Stationen des nächtlichen Sonnenweges über 'das was in der Unterwelt ist' unterrichten soll[2].

H. Schäfer verweist in dem Aufsatz 'Weltgebäude der alten Ägypter'[3] auf dieses Buch. Die nächtliche Rückfahrt des Sonnengottes ginge auf einem von Westen nach Osten verlaufenden Flusse vor sich[4].

Betrachtet man eine Abschrift des Buches von dem, was in der Unterwelt ist, an den Wänden der Sargkammer Amenophis des II.[5], fällt sofort ins Auge, daß der Wasserstreifen, auf dem das Sonnenschiff fahren kann, sich nur über die Bilder der ersten[6], zweiten und dritten Stunde erstreckt und dann abbricht. Von der vierten Stunde an wird dieser Streifen, auf dem sich das Sonnenschiff bewegt, durch bunte Punktierung als Sand bezeichnet. Lediglich ein schmaler Wasserstreifen unter dem Schiffe selbst ließe auf das Vorhandensein eines Wasserweges schließen, will man diesen Umstand nicht aus einer dem Zeichner zwangsläufigen Vorstellung, die unter jedem Schiff Wasser verlangt, erklären[1].

‚Gewässer des Re' heißt das Gefilde der ersten Nachtstunde. Das von H. Schäfer S. 111 seiner Abbhandlung (Abb. 36) gegebene Bild zeigt das Gewässer, auf dem man sich das Sonnenschiff über den Himmel fahrend dachte, vor der Erde des westlichen Randgebirges, das dem Ägypter das Niltal und die Welt, mit der er rechnete, abschloß. Dasselbe Gewässer des Himmels mag man sich für die nächtliche Fahrt des Sonnengottes über die Gefilde der ersten Stunden reichend gedacht haben. Auch die Beischriften der Darstellungen handeln hier von Wasser und der Wasserfahrt. ‚Dein Schiff für Dich! Wie schön fahren Dich Deine Ruderer in der Erde!' wird zu Re gesagt (zweite Stunde). Das Amt der Höhlenbewohner der dritten Stunde ist unter anderem ‚den Ozean erstehen zu lassen und den Nil schreiten zu machen, damit er hervorkomme'. Auch andere Götter fahren auf diesen Gewässern in Schiffen.

Mit dem Felde der vierten Stunde beginnt auf den Darstellungen der Sand[2], der ja überhaupt das Ganze bandartig umschließt, und so andeutet, daß die Rückfahrt der Sonne in der Erde geschieht.

Das Sonnenschiff wird gezogen, oder, wenn man das Vorhandensein eines Flusses annehmen will, getreidelt. Schräg durch das ganze Feld führt, den Weg des Sonnenschiffes schneidend, ‚der geheime Weg der Nekropole', ‚der Weg auf dem der Leichnam der Soker auf seinem Sande (Totengott) eintritt'. Nach der Beischrift fährt der Sonnengott mit Hilfe der Flamme auf dem Munde seines Schiffes, dessen Bug in einem Schlangenkopf endet[3].

1) In dem Ausdruck 'jede Sonne' für 'alle Tage' ist uns noch die Auffassung, daß jeden Tag eine neue Sonne erscheine, erhalten (Mttlg. Sethe's).

2) Von Jéquier in 'Le Livre de ce qu'il y a dans Hadès', Paris 1894, unter Veröffentlichung der sogenannten abgekürzten Fassung, welche Bilder, Beischriften und Reden nicht enthält, ausführlich behandelt.

3) H. Schäfer, 'Ägyptische und heutige Kunst' und 'Weltgebäude der alten Ägypter', Berlin und Leipzig 1928. Zuerst in 'Die Antike' Band 3 1927 erschienen.

4) ibd. Anm. 6 zu S. 85.

5) Vgl. V. Loret, 'Les tombeaux de Thotmès III et d'Aménophis II et la cachette royale de Biban-el-Molouk' in Bulletin de l'institut égyptien. Année 1898. Cairo 1899. S. 91—112.

6) Im Grab Amenophis II. wird gegen Sethos I. der Boden des Feldes der ersten Stunde als Sand gezeichnet.

1) Im Grab Sethos I. fehlen diese Wasserbänder gänzlich.

2) Im Grab Sethos I. wird der Sand des Bodens der folgenden Bezirke nicht bezeichnet.

3) Es ist möglich, daß durch die Schlangenbildung des Buges das Schiff als (wie eine Schlange) auf dem Sand kriechend bezeichnet werden soll. Hiergegen läßt sich einwenden, daß auch der Bug eines im Felde der dritten Stunde zu Wasser fahrenden Schiffes in einem Schlangenkopf endet.

Als sandig werden die Gefilde der kommenden Stunden mehrfach bezeichnet. Das Gefilde der fünften Stunde heißt ‚Land des Soker, der auf seinem Sande lebt'. Genien der oberen und unteren Reihe der Bilder der neunten Stunde sollen auf ihrem Sand bleiben. Auffällig ist auch das von der vierten Stunde an häufige Vorkommen von Schlangen.

Gewässer finden sich dargestellt noch zwei. Das eine liegt im unteren Felde des Bildes der fünften Nachtstunde. Es gilt als ‚Gewässer, von dem die im Grabe befindlichen Götter klagen, das Schiff möge auf ihm fahren'. Das andere befindet sich im unteren Feld des Bildes der zehnten Nachtstunde als Wasser, in dem sich die Ertrunkenen, Gekenterten und Abgeschwemmten aufhalten, deren Glieder nicht faulen, und deren Fleisch nicht verwest.

Das Schiff des Sonnengottes wird jedoch nur in der vierten, fünften, achten und zwölften Stunde gezogen. Von der Fahrt in der Stadt der sechsten Stunde wird ausdrücklich gesagt, daß sie auf Wasser geschieht. In den Stätten der neunten bis elften Stunde bewegt nach den Beischriften eine Rundermannschaft das Schiff. Einzig für die siebente Stunde wird ausdrücklich versichert, es gäbe ihr Wasser nicht, und es gäbe nicht solche, die (das Schiff) ziehen. Der Gott fahre mittels der Zaubersprüche der Isis. ‚Höhle des Osiris' heißt dieser Ort.

Die Namen der Bezirke ‚Wassertiefe des Herrn der Unterwelt' (sechste Stunde) und ‚Wassertiefe, deren Ufer hoch sind' (zehnte Stunde) bestätigen, daß es sich hier, entgegen dem Anschein der Darstellungen, um wassererfüllte Gegenden handelt.

Nach dem Anschein der Darstellungen und der Begleittexte kann von einem einheitlichen, auf der ganzen Bahn gleichartigen Sonnenweg nicht die Rede sein. Der Weg durch die Erde ist wechselvoll und schwierig. Die Unterwelt, die durchfahren wird, gilt ebenso als Reich der Totengottheiten, Geister und Toten, wie als Speicher der Gewässer des Nils und des Meeres. Mit Ausnahme der Ertrunkenen kommen die Toten durch den Sand in die Unterwelt. Die Spekulation findet dort beides, Wasser und Sand.

Ägyptische Reiterei im A. T.?

Von Max Löhr.

In der Kautzschschen Übersetzung des A. T., 4. Aufl., wird die bekannte Stelle Ex. 15, 1. 21 סוס ורֹכבו wiedergegeben: „Rosse und Reiter", und Ex. 14, 9 findet sich ebenfalls: „Wagen Pharaos und seine Reiter", wozu eine Anmerkung besagt: Reiterei ist für das ägyptische Heer nicht bezeugt. Zur letzteren Stelle bemerkt auch Baentsch im Kommentar, daß die Ägypter „keine Reitertruppen besaßen", daß hier „eine Übertragung semitischer Verhältnisse auf Ägypten" vorliege. Und zu 15, 1 erklärt er: „Wer hiergegen (die Übersetzung: Rosse und Reiter) erinnern kann, daß die Ägypter keine Reiterei besessen hätten, zeigt nur, daß er von Poesie nichts versteht"[1].

1. Das A. T. hat für den Kriegswagen nebst Gespann vornehmlich zwei Ausdrücke, a) רכב ופרשים, z. B. Reg. α 1, 5. 9, 22, vgl. Chr. β 8, 9. Reg. β 2, 12 (13, 14). 18, 24. Chr. α 19, 6, vgl. ν 7. β 1, 14. Dan. 11, 40. In Chr. β 14, 8 steht nur מרכבות und b) סוס ורכב, z. B. Dt. 20, 1. Jos. 11, 4. 6. 9. Reg. α 20, 21. β 6, 5. Nah. 3, 2: סוס und מרכבה, auch Mich. 5, 9. Einmal רכב וסוס Jes. 43, 17. Mehrmals סוסים und רכב. In Jes. 66, 20 ist diese Zusammenstellung בסוסים וברכב, neben den Sänften, Ein Begriff: auf Wagen, mit Pferden bespannt (und Sänften). Darnach werden zwei Arten von Reittieren genannt. Vgl. noch Reg. β 5, 9. Jer. 50, 37. — In umgekehrter Folge רכב und סוסים Jer. 17, 25; vgl. auch Sam. β 15, 1.

2. Das A. T. kennt Reitpferde und Reiter[2]. Letzterer רֹכֵב (ה)סוס Reg. β 9, 18 f. Am. 2, 15 Zach. 10, 5. Job 39, 18 oder ר״ על-סוס Zach. 1, 8. Esth. 6, 8 f. Eccl. 10, 7. Daneben (ים)פרש: sing. Jer. 4, 29. Nah. 3, 3; plur. Ez. 23, 6. 12: פ״ erklärt durch רכבי סוסים. Jo. 2, 4. Esr. 8, 22 Neh. 2, 9.

3a. Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß (ים)סוס bald Reitpferde, so z. B. Jes. 30, 16. Jer. 51, 21. Hos. 14, 4. Esth. 8, 10, bald Wagenpferde, so z. B. Reg. α 10, 29. 20, 25. β 10, 2. 23, 11. Jes. 5, 28. Chr. β 9, 28. Zach. 6, 2 ff. 9, 10. Cnt 1, 9 bedeutet.

3b. In Reg. α 20, 20 ist vermutlich, vgl. LXX: ἐφ' ἵππου ἱππέως, סוס פרשים zu lesen und darunter ein Gespannpferd, ein Wagenpferd, zu verstehen. In Reg. β 14, 20 bezeichnet הסוסים, worauf man den Leichnam des Königs fortschafft, das ganze Gefährt, Wagen und Rosse. Darnach könnte auch Reg. β 18, 23 unter סוסים statt Reitpferde verstanden werden „Kriegswagen", zu denen Hiskias keine Bemannung zu stellen vermag. Vgl. hierzu noch 5d u. e und außerdem die Formel in Reg. α 22, 4.

---

1) Dieses Urteil hat sich vermutlich der Kautzschsche Übersetzer zu Herzen genommen. Luther 15, 1: Roß und Wagen, v. 21: Mann und Roß.

2) רָכָב reitender Bote Reg. β 9, 17 (v. 18) und Wagenlenker Reg. α 22, 34 (Chr. β 18, 33). Demgemäß רֶכֶב auch vom Fahrenden gesagt Jer. 17, 25. 51, 21. Hagg. 2, 22.

β 3, 7. Mehrmals begegnet die Formel סוסים ופרשים Hos. 1, 7. Hab. 1, 8. Ez. (27, 14). 38, 4. Sie wird regelmäßig, entsprechend unserm „Roß und Reiter" mit „Rosse und (deren) Reiter" wiedergegeben. Man wird nach Reg. β 14, 20 die Möglichkeit einräumen müssen, daß damit (Kriegs)Wagen und Reiter gemeint sind[1].

4. Einige Fälle besonderer Art seien hier noch behandelt:

a. Wo ר״ bzw. מרכבה und פ״ zusammenstehen, ist letzteres mit „Gespann" oder „Pferde", nicht mit „Reiter" zu übersetzen, so z. B. Sam. α 8, 11. 13, 5. — In Sam. β 8, 4 (Chr. α 18, 4) sind פ״ die Wagenpferde der Aramäer. Sie werden ν[b] als רכב, vgl. das griech. ἅρματα im Sinne von Gespann, bezeichnet. Auch Sam. β 10, 18 (Chr. α 19, 18) bedeutet ר״ Gespann. פ״ Sam. β 10, 18a fin., das in Chr. fehlt, ist m. E. Glosse zu ר״, um zu sagen, daß darunter nicht der Wagen, sondern das Gespann zu verstehen sei.

b. In Reg. α 5, 6 (10, 26), vgl. Chr. β 1, 14. 9, 25, ist von den Unterkunftsräumen für Pferde und Wagen die Rede, welche Salomo in Jerusalem und anderen Städten in Garnison legt, und die פ״ sind natürlicherweise die Gespanne für die Wagen[2].

c. In Reg. β 13, 7 werden dem König von Israel als Heeresmacht vom siegreichen Aramäer belassen: 50 פ״, 10 ר״ und 10 000 Mann Fußvolk. Hier dürfte die Reihenfolge der Kontingente die Bedeutung „Reiter" für פ״ nahelegen.

d. In Jes. 21, 7. 9 kann צמד פ״ nach Jud. 19, 3. 10. Sam. β 16, 1. Reg. β 5, 17 doch nur heißen: ein Paar פ״, nicht „Paare von Rossen", Duhm, oder „Gespanne von Rossen", Kautzsch. Und dieses Paar von פ״ gehört doch natürlicherweise vor den ר״, und letzteres heißt ausnahmslos „Wagen". Der Seher sieht einen Streitwagen mit zwei Pferden davor. Nach ν 9 sieht er scheinbar nur diesen. Ist ν 7$^{\alpha\beta}$ Auffüllung? — ν 8. 9^{a} lautet doch wohl ursprünglich:

ויקרא אֶרְאֶה והנה־זה בא
רכב איש צמד פרשים

5. Für Ägypten kommen folgende Stellen in Betracht:

a. Gen. 50, 9 wird man nach 4a nicht anders als von ägyptischen „Wagen und Gespannen", welche den Leichenzug Jakobs begleiten, verstehen dürfen.

b. Die Katastrophe am Schilfmeer behandeln Ex. 14, 9. 17f. 23. 26. 28. 15, 1. 19. 21; vgl. Dt. 11, 4. Jos. 24, 6. Jes. 43, 17. — In Ex. 14, 9 ist im Anschluß an ν 23 und 15, 19 zu lesen: כל־סוס פ״ רכב(ו) ופרשיו (anders als in bibl. hebr. ed. Kittel). סוס, das hier deutsch schwer wiederzugeben ist, — die mit Pferden (und Wagen) ausgestattete Kriegsmacht im Gegensatz zum Fußvolk, חיל, vgl. auch 14, 28, ist gemeint — wird erklärt durch ר״ und פ״, Wagen und Gespann. Nach ν 17, vgl. auch ν 18. 26, wird, scheint es, חיל durch ר״ und פ״ interpretiert; ebenso liegt es in Dt. 11, 4, nur daß hier סיסיו und רכבו statt ר״ und פ״ gesagt ist. In Jos. 24, 6 haben wir wieder ר״ und פ״. Völlig abweichend davon ist der Ausdruck im Mirjamspruch 15, 21, den ν 1 wiederholt. MT bietet סוס ורכבו und scheint mit dieser Punktation wie Zach. 12, 4: „Roß und (sein) Reiter" haben ausdrücken wollen. Die richtige Punktation scheint mir סוס ורכבו, vgl. oben 1b und Luthers „Roß und Wagen". Schließlich könnte man auch unter סוס ורכבו nach 3a das Gefährt und nach 2, vgl. Anm., dessen Lenker verstehen. Daß der Poesie, dem holden Geschöpf, durch eine Übersetzung wie Luthers „Roß und Wagen" etwas zuleide geschehe, kann ich nicht finden.

c. Darf man die bisherigen Stellen auf das ägyptische Heer der 18. oder 19. Dynastie beziehen, so führt uns die späte Stelle Chr. β 12, 3 in die beginnende 22. Dynastie: des Sesonchis I. Zug gegen Jerusalem. Der König kommt mit 1200 רכב, 60 000 פרשים und einem zahllosen Kriegsvolk, עם, nämlich Libyern, Sukkiten (?) und Kuschiten. Die Zahlen sind unzuverlässig. Doch wird man an einer größeren Zahl Pferde als die der Wagen keinen Anstoß nehmen dürfen. Ohne Reservegespanne werden sie kaum ausgerückt sein. Die Reservegespanne könnten hier unter פ״ mitaufgeführt sein und würden eine größere Zahl erklären. Natürlich ist die Möglichkeit, daß die hier besonders genannten פ״ „Reiter" seien, zumal bei dem jungen Alter der Nachricht, nicht abzuweisen[1].

d. In die Zeit der 25. Dynastie gehören die Vorgänge, auf welche Jes. 31, 1 und Reg. β 18, 24 Bezug nehmen. In ersterer Stelle wird סוסים ν 1^{a} fin. interpretiert durch ר״ und פ״

1) Textkritisch und sonst bedenkliche Stellen, wie Sam. β 1, 6. Jes. 22, 6. 28, 28. Ez. 27, 14. (auch 20). Hab. 3, 8. 15. Mich. 1, 13. sind außer Betracht gelassen. In Jes. 22, 7 dürfte MT, der ר״ von הפ״ trennt, unter letzterem „Reiter" verstanden haben.

2) Das Nebeneinander von ערי הפ״ und ערי הר״ Reg. α 9, 19 (Chr. β 8, 6) ist pleonastisch, wie פ״ neben רכש Reg. α 5, 8.

1) Vgl. aber hierzu noch Chr. β 16, 8, wo von den Kuschiten und Libyern gesagt wird, daß sie über eine Unmenge von ר״ und פ״, Wagen und Rossen, verfügen.

in v^b. סוסים ist hier der zusammenfassende Ausdruck wie סוס פרעה Ex. 14, 9. 23. 15, 19. Ez. 26, 7 und 10, und es sind das nichts anderes als die Streitwagen, d.i. Wagen nebst Gespann. In Reg. β 18, 24 sind die von Ägypten erhofften ר״ und ס״ ebenfalls Wagen nebst Gespann.

e. Jer. 46, 9 berührt die Niederlage Nechos, 26. Dynastie, bei Karkemisch. Mir gilt der Text als im Wesentlichen korrekt: Besteigt das Gefährt (הסוסים) und stürmet los, den Wagen (הרכב) und zieht aus [וצאו], ihr Helden; Kusch und Put haltend den Schild, und Lyder, den Bogen spannend [תפשי 2° dl]. Wenn irgendwo, scheint mir hier durch den parallelismus membrorum die Bedeutung „Gefährt" für סוסים erwiesen.

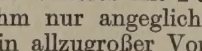
f. In Ez. 17, 15 soll der Pharao, etwa Psammetich II., 26. Dynastie, zu Hilfe schicken סוסים und viel Kriegsvolk (עם רב). Der erstere Ausdruck ist nach dem unter 5d und e Ausgeführten zu verstehen.

Die auf Ägypten bezüglichen Stellen, soweit sie als alt und wertvoll erachtet werden können, bieten zum mindesten kein zwingendes Zeugnis für Reiterei als einen Bestandteil des Heeres dar; im Gegenteil machen die gebrauchten Ausdrücke das ausschließliche Vorhandensein von Streitwagen höchst wahrscheinlich oder evident. Darnach aber muß dann auch über Ex. 15, 1. 21 entschieden werden. Von einer Übertragung semitischer Verhältnisse auf Ägypten kann nicht die Rede sein.

* * *

Zu den vorstehenden Ausführungen ist von Seiten der Ägyptologie, — ich konnte dazu briefliche Mitteilungen H. Grapows, für die ich ihm herzlich dankbar bin, verwenden, — zu bemerken:

Eine Reitertruppe hat es im ägyptischen Heer, soweit wir bildliche oder inschriftliche Nachrichten haben, nicht gegeben, dagegen hat man das Reiten sehr wohl gekannt, wie die Darstellungen des Adjutanten, der die Ptahdivision aufs Schlachtfeld holen soll, in allen Bildern von der Qadeschschlacht beweisen. Er sitzt stets auf ungesatteltem Roß im Grätschsitz.

Das Wort *ssm·t*, das die Verfasser des Wörterbuches nicht ohne weiteres mit סוסים gleichsetzten, sondern ihm nur angeglichen haben („vgl. ס"), m. E. in allzugroßer Vorsicht, ist masc. trotz der fem. Endung, deren Aussprache durch die Schreibung  sichergestellt wird; wo sie herkommt, läßt sich nicht sagen, ob etwa eine populäre Angleichung von *sûsîm* an fem. Wörter wie ⲥⲓⲙⲉ vorliegt? Nur einmal (Urk. IV 894) hat das Wort fem. Bedeutung, „Stute", sonst bedeutet es „Roß" in der Ein- wie in der Mehrzahl, seltener „Gespann".

Das alte Wort für das Paar Tiere bezw. das Gespann ist *ḫtr*, das, seit der 18. Dyn. in die Soldatensprache übergegangen, den Wagen mit in sich begreift, also den bespannten Kriegswagen bedeutet. Wr.

Storchjagd in Nubien.

Von Alexander Scharff.

Heinrich Schäfer zum 60. Geburtstag.

Die Kenntnis des im folgenden mitgeteilten Textes verdanke ich Herrn Prof. Westermann, der ihn im Frühjahr dieses Jahres in Assuan aufgenommen hat. Er stellte ihn mir zu meinem ersten Versuch auf nubischem Sprachgebiet freundlichst zur Verfügung. Ich durfte die Bearbeitung mehrfach mit ihm und den beiden anderen Teilnehmern an seiner nubischen Vorlesung, meiner Frau und Herrn cand. phil. Melzian durchsprechen, so daß im Grunde Lehrer und Schüler an der Herausgabe des Textes zusammen beteiligt sind. Schließlich wird Fräulein von Massenbach von der Sudan-Pionier-Mission in Assuan, die den Text zusammen mit Herrn Prof. Westermann aufgenommen hat, eine weitere Mitschrift verdankt, außerdem eine deutsche Übersetzung, die nachträglich vor allem zur Erklärung mancher arabischer Fachausdrücke herangezogen wurde. Bei der Textwiedergabe habe ich mich möglichst getreu an den hierbei von Schäfer und Junker besonders in den Wiener Texten beschrittenen Weg gehalten, nur die Setzung von Tonakzenten war unmöglich, da beide Niederschriften solche nur ungenügend enthielten. Die Varianten der beiden Niederschriften sind unter dem Text gegeben; dabei wird die Niederschrift Prof. Westermanns mit A, jene von Frl. v. Massenbach mit B bezeichnet.

Der Erzähler ist ein Nubier namens Ahmed, aus dem zu Umbarakak gehörigen Weiler Gamble (etwa 40 km südl. von Shellal); sein Dialekt ist der Kenuzische.

1. Gamble·na ġahal·i·r·ton wer ê·ri.

2. Ar·gu·na ġeyir[1] teran beled·i·r ġu·k[i]·run medine·r·to[n] sêd·na ġom·ar[2] tera[n].

---

[1]) B: ġiyê.
[2]) A: ġom·er (offenes ä).

3. Attar[1] šuhur·kon kurûka·na sêd·i·r beled·i·r waźde·bu·ru[2].

4. Bati·ki·gon sêd·ton wenes·ko^{n} ar·gu·na šahar toski·gi wala kemis·ki orobba·na sawahi nawre ǵêb·i·r da·bu·l kob·bu·l·gi sarf·os·i·rgi oww·itti·ged medîne·gir ya·ǵu·ru[3] dugu·g šagl·ed·ta·ru·a^{n}.

5. Kob·bu·l ikke talle·bu·ru.

6. Ar·gu·na dul·i·r·to^{n} gižir·su[4] tera^{n} sêd·na ǵom·ar·kon ar·ar·kon î·ge^{d}.

7. Owwol·kir·rigi î·ged ya·ar·san·na[5] sêd·na gissa·m·a.

8. Kurûka ya·ta^{n}·na miâd·i·r mudde[6] kurs·el·lo ḫazan·gi a^{w}·men·dan·gon arti·ki ya·bel·san essi dul·lo.

9. Masil tô^{n} kêl·lo kurûka arti·ki·r ya·šugur·sum essi·g ni·ri·an·go^{n} bitê·ri·an·go^{n}.

10. Man·i watti·r·gon bundugi da·ko·mn·a^{n}.

11. Zol·i it·tir we^{r}·k^{i} limmê·ka arti·ki·r dulum·an·os·ki ya·limmê·ǵu.sa^{n}.

12. Kok we^{r}·kon ya·bowwi·ǵu·sa^{n}, kok we^{r}·ko^{n} kub·ked[7] a·ǵu·sa^{n} it·tir we^{r}·k^{i} sawa·ka[8] limmê·ka išê·n bokodon ya·bokki·teg·sa^{n}.

13. Dunja kinn^{a} we^{k}·k^{i} dulum·an·os·ki kob·bu·l kade·ki·gi ya·dukk^{i}·os·sa^{n} in·gon kurûka·gi zôl·i·g^{i} ḫailê·men·a^{n} zôl nûtin·go^{n} iri·na guta we^{r}·k^{i} tenna î·r kâg·i^{n} zahma watti·gi ǵu kurûka·n barê·r ya·bod·to·ra^{n}.

14. Man·i watti·gi kurûka·gi î·ge^{d} ya·ar·san.

15. Zôl nûti^{n} tek·ko^{n} ten·na šedid·kanê·gon·gi man·do ya·beyyinê·su^{m}[9].

16. Šedid·ton idu·gon dimin·gon ya·ar·su^{m}, daif·ko^{n} wek·kon owwi·gon·ge^{d}[10] ya·reǵê·su^{m}.

17. Wer·i·gon bod·ti·r digr·os·ki ossi·ki·ge^{d} ya·ǵakk^{i}·os·sa^{n} zôl·i·na kutra·ge^{d}.

18. Gir digr·i·go^{n} gebîla·ki·m barê·r kurûka·n sebeb·i·r[11] katâl dul ya·haslê·su^{m}[12].

---

19. Sêd el-gedid.

20. Reǵê·r·gon kinn^{a} we^{k}·k^{i} temdin tô·n·ga^{d} bundugi wer·i·g^{i} medîne·r·to^{n} at·ta·sa^{n} wasf·i·r·gon masura hab·ber ko·l·u nosso·gon·ge^{d}.

21. Erri·r·gon ǵaliê·ka bunduk^{i}·ko·l·na tirti „an·na bunduk^{i} ab·ǵohar·k^{i}“ an·a ya·we·kes·su^{m}.

22. Ten·na ragum·gon ab·zinad kulu·ge^{d} fetila·k ten·n^{a} ǵemb·i·r uskur·ki·ran ya·ǵom·kes·su.

23. Abbar·ko^{n} barud undur·os·ka balai wek ten·dogo·r šugudd·os·ka adel·kir ǵakk·os·ka wide reši·gi ten·dogo·r ya·šuguddi·san.

24. Aktar·kon rusâs[1] sud·ted ya·ǵom·kes·sa^{n}.

25. Hedeb·ki ebr·os·ka warri·kir·ka rehan·ge^{d} ya·ǵom·kes·san.

26. Hedeb·na wasuf·ko^{n} ḫatfa[2] nosso·ged imil[3] wer·ro·gon, owwi·gon diǵ·i·r ǵu·m·bokon.

27. Ǧerîd we^{r}·k^{i} baš·os·ka dibara we^{r}·k^{i} digr·os·ka gaskatti we^{r}·k^{i} solli·k^{i}r·os·ka ra·sas·ked ǵom·ka ya·tô^{g}·kes·san.

28. Tôg·il·gon rehan·gi ya·kesbê·su^{m}.

29. Têr·na ǵom·ar·ro·gon malti·r·to^{n}[4] me·tres·k^{i} uskur·os·ka tingar·ro beža[5] a^{g}·ki^{n}[6] wek^{ki} bowwid·os·ka[7] tingar·ki mand^{o} igitt·an·os·ki, in·do·ton ǵom·ka ya·be·kes·su^{m}.

30. Bowwi·ǵu·el·gon ya·inǵ·ed·ta·su^{m}[8] sêd ǵom·takk·el·gi.

---

31. Ugros wek·ki sêd·i·r bel·bu·rin·go ai·godon·go^{n} naddâra iz·zis wer da·su^{m} ǵebel·lo gel·go^{n} kurûka·go^{n}·^{gi} kešfê·ri an·digi ǵom·ar·na ǵoro gunna ali wer dogo·r teb·os·irgi ongo·kir naddâra·ge^{d} uru·si masil·na bel·ar·kodon ê·sum.

32. An·na gubâl·ge^{d} ongo·kir ka we^{r}·k^{i} ǵebel·na tu·r naddâra·ged kešfê·si[9].

33. Ten·na resum·go^{n} naddâra·r adel·kir binê·sum.

34. Kalabši·na[10] birbe·n·dogo·r·to^{n} ali·gon·gen·u^{m} wesa·gon·gen·u^{m} ten·na togo·r rukun·ge^{d} medîne·na harem·na resum tek·kalig ta·mam ê·sum.

35. Birbe·n abwab·a·n dogo·r berag·na[11] ber nosso owwi zahrê·sa^{n}.

---

1) so A und B für aktar.
2) B: weǵde·bu·ru.
3) B: a·ǵu·ru.
4) B: giǵir·su.
5) B: a·ar·san·na.
6) B: miyad·i·rmudda.
7) A: kuk·ked.
8) B: sawê·ka.
9) A: beiyinê·su.
10) A: owwu·gon·ged.
11) B: sabab·i·r.
12) B: ya·haslê·san.

1) A: rossâs.
2) A: ḫadfa.
3) A: emil.
4) A: balti·r·ton.
5) B: beǵa.
6) B: ar·ki.
7) A: bowud·os·ka.
8) so A und B; Junker-Schäfer-Texte schreiben statt dessen meist iñ.
9) A: keǵfê·si.
10) A: Kelabšina.
11) birag.

36. Ai wide šob·bêr·ki in·g^{u} uru·rin·go^{n} teb·si; kinn^{a} ^{w}e^{k}·k^{i} masil ali·os·ko·su^{m} teb·rin·go^{n}; kurûka an·dogo·r sib·nog·in·ga^{d} wiš owwi·r kurûk^{a} owwi·g^{i} be·r·ed·irgi šugr·os·si beled·i·r ǵu·rgi.

37. Ai·godon sahab owwi ar·ed·irgi ǵebel·lo kuǵ·ǵu·su.

38. Naddâra·gi ǵom·irgi in agar nal·sin·gi ten·na agar·ki iyir·ed·irgi[1] ǵu·rgi kešfê·ru·an·di.

39. Lakin ar·gu·na baḫt·i·na mili·gid·ted agar·k^{i} iyir·ed·ru·a^{n} asil·lo el·ko·mn·u^{m}.

40. In were ai a·bain·din·go^{n}[2] ai bi·ǵod·ri tamam·kir šahdê·sin·gi[3].

Übersetzung.

1. Ich bin einer von den jungen Leuten[4] aus Gamble.

2. Wenn wir von der Stadt (d. h. Kairo) ins Dorf gehen, ist[5] unser Vergnügen[6] die Jagd (wörtl. das Schlagen oder Schießen der Jagd).

3. Und während der meisten Monate werden wir im Dorf auf der Storchjagd[7] gefunden.

4. Bei Tanz, Jagd und Unterhaltung[8] geben wir während unserer drei oder vier (Urlaubs-) Monate alles[9] aus, was in der Tasche ist, wie die europäischen Vergnügungsreisenden; dann gehen[10] wir wieder nach Kairo, um Geld zu erarbeiten und wiederzukommen (wörtl. zum zweiten Male . . . sagend: wir arbeiten — nehmen — kommen — Geld).

5. So pflegen wir es alle zu machen. (Wörtl. wir alle zu gehen).

6. Was wir von unseren Vorfahren gehört haben, ist, daß das Jagen und Fangen mit der Hand geschah (wörtl. . . . Großen . . . ist das Jagen und Fangen mit der Hand).

7. (Gleichsam als Überschrift): Zuerst[11] die Jagdgeschichte[1] vom Fangen mit der Hand (wörtl. des sie pflegten mit der Hand zu nehmen).

8. Sooft in alter Zeit die Störche[2] zur Versammlung[3] kamen, ragten, ehe man den Staudamm gemacht hatte, Inseln aus dem Nil (wörtl. In der Versammlung des der Storch pflegt zu kommen . . . als sie nicht den Staudamm gemacht hatten . . . Inseln aus dem großen Wasser).

9. Bei Sonnenuntergang flogen die Störche auf die Inseln herab, um Wasser zu trinken und zu übernachten[4] (wörtl. in der Grenze die Sonne geht hinein . . . sagend ich trinke Wasser und sagend ich übernachte).

10. Zu jenen Zeiten gab es noch keine Gewehre.

11. Die Leute versammelten sich miteinander auf den Inseln; wenn es dunkel geworden war, versammelten sie sich (wörtl. pflegten sie zu versammeln und zu gehen).

12. Ein Teil (der Leute) schwamm hin, ein Teil ging mit dem Boote; sie versammelten sich miteinander[5] und hielten sich bis zur Zeit des Nachtgebets versteckt (= Einbruch der völligen Dunkelheit).

13. Sobald die Welt ein wenig dunkel geworden war, zogen alle die Kleider aus, damit diese Störche die Menschen nicht erkennen[6] sollten; jeder Mann trug ein Stück[7] Strick in der Hand; zur Zeit des Gedränges[8] (der Störche) liefen sie mitten in die Störche hinein (wörtl. . . . diesem Storche sagend: erkenne die Menschen nicht).

14. Zu jener Zeit griff man den Storch mit der Hand.

15. Und jeder Mann zeigte[9] dort seine Stärke (wörtl. . . . er zeigte . . .).

16. Der Starke griff acht oder zehn und der Schwache kehrte[10] mit einem oder zweien zurück.

---

1) A: îr·ed·irgi.
2) B hat auch: a·bain·gir·rin·go^{n}.
3) A: šadê·sin·gi.
4) Arab. جهل = unwissend sein.
5) teran = „es ist" ist zweimal gesetzt.
6) Ob von غير, also etwa „Abwechslung"? — Wenn B mit ǵiyê Recht hat, wäre laut Spiro غيبة mit engl. fad = Liebhaberei zu übersetzen.
7) Kurûka bei Murray „crane", Kranich; vgl. sudan-arab. كلنجة „stork" (Hillelsen).
8) Als Verbum nannte der Nubier Shellali wenisê „erzählen", substantivisch z. B. en·nai wenes min da? „was gibt es Neues bei dir?"
9) Eigentlich „das verschlossen Seiende".
10) Die Habitativform ya- ist in der Übersetzung nicht immer durch „pflegen" wiedergegeben.
11) Vgl. zu dieser eigentlich nur zum Verbum gehörigen Bildung mit rigi Schäfer 360, 2: tonǵil·gir·rigi.

1) Arab. قصّة; zur Kopula -m·a vgl. Schäfer 172.
2) Hier und überall im folgenden steht im Text immer der Singular.
3) Arab. ميعادٌ.
4) Arab. بات.
5) Vgl. Lukas 17, 35 it·tiwri·godon; ob tir aus tiwri „Freund" zusammengezogen?
6) Arab. خال.
7) Arab. قطعة.
8) Arab. زحمة.
9) Arab. بان II. Konj.
10) Arab. رجع.

17. Wenn einige im Laufen hinfielen, so trat man sie mit Füßen im Menschengedränge (wörtl. . . . wegen der Menge der Menschen).

18. Und oft entstand[1] unter den Stämmen um der Störche willen[2] eine große Prügelei[3] (wörtl. viele Male).

---

19. Die neue Jagd.

20. Dann, als etwas Zivilisation[4] hereinkam, brachte man von Kairo einige Gewehre mit, und zwar solche mit einem einzigen[5] langen Lauf[6]. (Im Zurückkehren . . . in der Beschreibung[7] einen einzigen Lauf habende[8] mit einem langen.)

21. Um im Namen den Wert auszudrücken[9], pflegte der Gewehrbesitzer zu sagen[10]: „mein Gewehr ist[11] der Vater des Edelsteins" (und im Namen teuer machend, pflegte der Herr des das Gewehr habenden zu sagen, sagend[12] . . .).

22. Sein Schloß[13] hatte einen Feuerstein; wenn man die Lunte[14] an ihn heranbrachte, pflegte es loszuschießen (wörtl. war[11] der Vater der Feuerhölzer[15] mit dem Stein, . . . an seine Seite . . .).

23. In den Lauf[16] tat[17] man Pulver, darauf legte[17] man einen Lappen, stopfte ihn gut fest und tat Schrot[1] darauf (wörtl. trat gut fest . . .).

24. Meistens (aber) schoß man nur mit[2] Blei[3].

Die Fortsetzung der Erzählung erfolgte einige Tage später, wodurch der Erzähler den Faden verlor.

---

25. Man stellte in einiger Entfernung eine Zielscheibe[4] auf und schoß um ein Pfand[5] (wörtl. fern machend).

26. Die Vorschrift[6] (für die Aufstellung) der Zielscheibe (war eine Entfernung von) einhundert oder zwei[7] (hundert) bis zu fünf[8] (hundert) langen Schritten[9].

27. Einen Palmwedel entblätterte[10] man, band einen Bindfaden[11] (daran), hängte ein Ei (daran) auf, schoß mit Blei (danach) und zertrümmerte (es).

28. Wer es zerschoß, gewann[12] das Pfand.

29. Zum Schießen der Vögel legte man im Osten (d. h. auf dem östlichen Nilufer) einen Anstand[13] an; wenn der Pelikan[14] im Westen (d. h. auf dem Westufer) saß, ließ man einen (Mann) nach dem Westufer schwimmen[15]; wenn er sich dorthin näherte[16], schoß man von hier (d. h. von dem Anstand) aus und tötete (den Vogel).

30. Der Schwimmer kam und brachte die erlegte Jagdbeute (wörtl. der schwimmend ge-

---

1) Arab. حصل.

2) Arab. سبب.

3) Das Verbum قتل wird im Sudan-arab. mit ك geschrieben (Westermann), daher nub. katal, nicht gatal.

4) Arab. Inf. 2. Konj. von مدّن „zivilisieren".

5) Eigentlich habbi wer „ein Körnchen".

6) Laut Frl. v. Massenbach ein völlig gebräuchliches Wort für „Röhre". Schriftlich ist es anscheinend nicht zu belegen.

7) Von arab. وصف.

8) Vgl. Schäfer 448; danach hat ko·l „habend" das Objekt meist ohne ·gi; merkwürdig der Plural ko·l·u, üblich ist ko·n·i.

9) Arab. غلى.

10) Verbalbildung mit ·ken, wie das vorgesetzte ya wohl ebenfalls habitativ; vgl. Schäfer 209.

11) Arabische Konstruktion ohne die nubische Kopula.

12) Das zweite a in an·a bleibt unklar.

13) Unklares, wohl arab. Wort; ob mit رجم „to pelt", „mit Steinen bewerfen, beschießen" zusammenhängend?

14) Arab. فتيلة „Docht".

15) Arab. زند pl. زناد; Gerät zum Feueranfachen mit 2 Hölzern; da hier aber Feuerstein gemeint sein soll, ist kulu ·ged „mit dem Stein" hinzugesetzt.

16) Nach Frl. v. M. und ihrem nubischen Gewährsmann; ob etwa mit أبارة „needle-case" zusammenhängend? Das r müßte dann wegen r „in" doppelt zu denken sein.

17) undur „hineinlegen", šuguddi „herabbringen".

1) Arab. رشى, nach Spiro „small shot" = Schrot.

2) Sud, eigtl. „leer", dann wie unser „bloß, nur".

3) Arab. رصاص.

4) Arab. هدف; Schäfer 3, 33 gibt dafür nub. edeb.

5) Arab. رهن, pl. رهان.

6) Arab. وصف.

7) Bei owwi fehlt die Präposition ·ro „in".

8) Vgl. dazu Schäfer 444, 67, wörtl. „bis es in 500 geht.

9) Nach beiden Textaufnahmen kommt nur arab. خطفة von خطف „schnell weglaufen" in Frage. Sollte aber dem Sinne nach nicht eher خطوة pace, step (Spiro) gemeint sein?

10) baš „Palmfiedern abpflücken" nach Schäfer.

11) Arab. دوبارة.

12) Arab. كسب.

13) Arab. متراس „Verschanzung, Barrikade".

14) „Pelikan" nach dem Erzähler; sudan-arab. gibt es ein Wort باجبار bāǧbār „white-stork" (Hillelsen), das damit zusammenhängen könnte.

15) bowwiddi muß hier transitiv „schwimmen lassen" sein; vgl. ag „sitzen", agiddi „setzen".

16) Reinisch eget·an „nahe werden".

gangene pflegte zu bringen, nehmen kommen die geschossene Jagd).

Zum Schluß berichtet der Erzähler ein eigenes Jagderlebnis, das einer Märchengeschichte gleichkommt.

31. Als ich eines Tages zur Jagd ging und ein Zeißglas[1] bei mir hatte, um in der Wüste Gazellen[2] und Störche zu entdecken[3], die ich schießen wollte, stand ich auf einem hohen Hügel und sah mit dem Fernglas nach Süden; es war um die Zeit des Sonnenaufgangs (wörtl. sagend ich entdecke wegen des Schießens).

32. Vor mir[4] nach Süden zu entdeckte ich mit dem Fernglas ein Haus inmitten der Wüste (mit meiner Vorderseite).

33. Sein Bild[5] war im Fernglas gut sichtbar[6].

34. Es war[7] höher und weiter als der Tempel von Kalabsche; mit seiner unteren Ecke[8] glich[9] es genau dem Bilde der Pyramide von Kairo (wörtl. es war genau gleich das Bild).

35. Auf den Tempeltoren leuchteten[10] zwei lange Fahnenstangen[11].

36. Dies sehend stand ich eine Weile[12]; während ich stand, war die Sonne etwas höher gekommen; als über mir Störche vorbeiflogen, tötete ich mit zwei Schüssen[13] zwei Störche, nahm (sie) und stieg hinab in das Dorf (wörtl. während ich dies sehe ... flattern und gehen vorbei ... stieg hinab ... gehend).

37. Mit mir nahm ich zwei Freunde und stieg (wieder) in die Wüste hinauf.

38. Das Fernglas richtete ich auf diese Stelle, die ich gesehen hatte, um ihren Ort zu entdecken, hinzugehen und (ihn) zu erforschen (wörtl. ich sage, wir kennen lernend, nehmend, gehend, erforschen).

39. Aber duch die Mißgunst unseres Glückes fanden wir den Ort, den wir erkunden wollten, überhaupt[1] nicht (wörtl. ... Schlechtigkeit ... sagend wir lernen kennen, nehmen den Ort ...).

40. Ich schwöre, daß ich diese Geschichte, die ich erzählt habe, recht bezeugt[2] habe (wörtl. dies Wort, das ich gesagt habe).

1) Wohl sicher mit arab. Artikel el-Zeiss > izzis.
2) Gel „Gazelle", wie bei kurûka „Storch" im Singular.
3) Arab. كشف.
4) Von arab. قبل.
5) Arab. رسم.
6) Arab. بان; vgl. Schäfer 807, 2.
7) Zu -gen „sein" mit Komparativ, durch dogo. r ausgedrückt, vgl. Reinisch § 127.
8) Arab. ركن.
9) Galig „ähnlich", hier adjektivisch; nach Schäfer 455 steht das verglichene Wort in der Regel ohne Genetivendung.
10) Arab. زهر.
11) Sudan-arab. بيرق „flag" (Hillelsen).
12) šob, mäßiger Zeitabschnitt, nach Schäfer.
13) Der Erzähler gab als Erklärung für wiš „cartouches" an.

Aufgaben der islamischen Rechtsforschung.

Von Joseph Schacht.

Unseren verehrten Meistern Snouck Hurgronje und Goldziher verdanken wir ein systematisch und historisch richtiges Verständnis des Fiqh. Die von ihnen zuerst ausgesprochenen Anschauungen liegen als nunmehr selbstverständliche communis opinio einer zwar noch nicht unübersehbaren, aber von Tag zu Tag wachsenden Anzahl von Arbeiten über das islamische Recht zugrunde. Für die šāfi'itische Schule ist Juynbolls modern-historische und islamisch-systematische Betrachtungsweise vereinigendes Buch klassisch geworden, für die Mālikiten besitzen wir seit zwei Jahren in Santillanas glänzendem Werk eine von rein modern-systematischen Gesichtspunkten beherrschte Darstellung — um nur zwei der allerwichtigsten Veröffentlichungen zu nennen. Demgegenüber stellt sich ein jüngst erschienenes Buch[3] zur Aufgabe, offrire „in forma succinta una visione comprensiva di quella scienza", und der Autor glaubt, daß es „potrà forse colmare una lacuna nella divulgazione del pensiero e della legge islamica". Eine gute populäre Zusammenfassung unserer hauptsächlichsten Kenntnisse vom islamischen Recht wäre freudig zu begrüßen; inwieweit das Buch von Ducati den hier zu stellenden Anforderungen entspricht, wird weiter unten zu prüfen sein. Zugleich aber erinnert schon der Titel der Schrift in schmerzlicher Weise daran, daß eine „Synthese" des islamischen Rechts in dem höheren Sinne einer über die Wiederholung von bereits Bekanntem hinausgehenden Gestaltung eines organischen Ganzen gegenwärtig noch gar nicht geschrieben werden kann, weil wir über weite Gebiete des islamischen Rechts, die bei einem derartigen Unternehmen nicht übergangen werden dürfen, noch so gut wie gar nichts wissen. Gerade das Gegenteil von Geringschätzung der Synthese ist es, das hier diese Feststellung zu machen gebietet.

1) asil „vornehm, rein gesinnt"; nach Schäfer 1013, 14 übersetzte Samuel asil durch „pur". Hier Substantiv, also etwa „in Reinheit".
2) Arab. شهد.
3) Ducati, Bruno: Sintesi del Diritto musulmano. Bologna: Nicola Zanichelli 1926. (VIII, 218 S.) kl. 8°.

Bevor ich dies Urteil, mit dem — um es zu wiederholen — noch gar nichts über den Wert des Ducatischen Buches gesagt sein soll, an einzelnen Beispielen exemplifiziere, muß ich einen kurzen Überblick über den Inhalt des Werkes geben, das einen geeigneten Anlaß zu einer prinzipiellen Stellungnahme im eben angedeuteten Sinne bietet. Nach der aus Kap. 1 bestehenden Einleitung, die sich mit der Unità caratteristica della civiltà islamica befaßt, beschäftigt sich der erste Teil in Kap. 2—5 mit Il sorgere e lo svolgersi dell' Islam, natürlich im Hinblick auf die Entwicklung des islamischen Gesetzes. In die Einzelheiten führt uns der zweite Teil mit dem Titel La formazione del diritto musulmano; hier behandelt Kap. 6 L'opera legislativa di Maometto, Kap. 7 Lo svolgimento sotto i quattro califfi legittimi. Indirizzo dello svolgimento successivo, Kap. 8 La lotta fra razionalisti e tradizionalisti, Kap. 9 I sistemi di diritto, Kap. 10 Le raccolte di tradizioni, Kap. 11 La elaborazione del diritto dopo la fissazione dei sistemi. Sachlich berechtigt und notwendig, wenn auch vielleicht formell in der Disposition des Buches etwas als Fremdkörper wirkend, hat der dritte Teil Il pensiero teologico nell'Islam zum Gegenstand, und zwar Kap. 12 Le prinzipali sette eretice, Kap. 13 La speculazione, Kap. 14 Il misticismo, Kap. 15 Svolgimenti posteriori. Der vierte Teil behandelt La teoria del diritto musulmano, d. h. er gibt in Kap. 16—23 eine ganz knappe Übersicht über den Hauptinhalt der Uṣūlwerke. Der fünfte Teil endlich, Il diritto musulmano applicato, greift aus der ungeheuren Stoffmasse der Furūʿ des Fiqh in Kap. 24—30 die grundlegenden Bestimmungen einzelner Rechtsgebiete in ihrer endgültigen Fixierung heraus und bespricht sie ganz kurz. Den Beschluß bildet ein sechster Teil, Essenza del diritto musulmano, dessen einziges Kap. 31 durch folgende Stichworte charakterisiert ist: caratteristiche — rapporti con altri diritti — importanza delle norme più strettamente religiose — deficienze — la doppia legislazione — gli artifici — lo svolgimento futuro — lo studio del diritto musulmano.

In dieser Inhaltsübersicht wird man manches Wichtige, das schon bei Juynboll und andern ausgesprochen ist, hier also ohne weiteres hätte berücksichtigt werden können, vergeblich suchen, in allererster Linie die Geschichte wenn auch nur einiger weniger grundlegender Gesetzesbestimmungen vom Koran, womöglich schon von der Zeit des arabischen Heidentums an bis zu ihrer endgültigen Fixierung im Fiqh. Doch das gehört bereits zu einer Kritik der Leistung Ducatis selbst, auf die ich weiter unten zurückkomme. Viel mehr in die Augen fallend sind die heute noch nicht ausgefüllten, aber doch deutlich zu verspürenden Lücken unseres Wissens überhaupt. Es sei mir gestattet, hier einige der bedeutendsten Desiderata in chronologischer Folge aufzuzählen. Von den vorislamischen arabischen Rechtsanschauungen, für die uns erst Bergsträßer das Fiqh eigentlich nutzbar machen gelehrt hat[1] und von denen uns weite, im engsten Sinne juristische Gebiete bisher unbekannt sind, sehe ich hier vollkommen ab. Aber schon was den Koran anlangt, so ist für die Interpretation und genauere chronologische Anordnung der „gesetzlichen" Verse noch sehr viel zu tun; das glänzende Beispiel Snoucks in seinem Mekkaanschen Feest ist leider fast ohne Nachahmung geblieben. Entsprechendes muß von der islamischen Tradition festgestellt werden; und doch ist es eine Aufgabe von höchster Wichtigkeit, die dem Traditionsstoff zugrunde liegenden juristischen Anschauungen, die oft eine wesentlich ältere Stufe als das älteste „Fiqh" repräsentieren, nicht selten sogar später spurlos verschwunden sind, aufzuspüren und vor allem zu den späteren Ansichten in historische Beziehung zu setzen, wobei sich manchmal überraschende Entwicklungstendenzen ergeben; hoffentlich erfahren diese Studien im Anschluß an das Wensinckschе Handbook nun einen großen Aufschwung. Besonders notwendig sind sie deshalb, weil die Periode der Tradition die für den Charakter des islamischen Gesetzes schlechthin entscheidende Zeit darstellt, in der die wesentlichen, späterhin nur weiter ausgebauten Grundlagen geschaffen werden. Es ist die Zeit der sog. „7 Juristen von Medina". Glücklicherweise gibt es neben dem Ḥadīṯ noch andere Quellen zu ihrer Erforschung, vor allem aṭ-Ṭabarīs Korankommentar und einige alte ḥanafitische Schriften, die z. T. im Orient gedruckt, bisher aber durchweg unverwertet und sogar unbekannt geblieben sind, z. B. das *kitāb al-āṯār* des aš-Šaibānī, sein unschätzbares *kitāb al-ḥuǧaǧ*, das älteste Iḫtilāfbuch, die ältesten Rezensionen des *musnad abī Ḥanīfa*. Auf Grund dieses Materials wäre es ohne weiteres möglich, die juristische Persönlichkeit etwa des Ibrāhīm an-Naḫaʿī exakt zu erfassen, vielleicht sogar noch weiter hinauf vorzustoßen. Die in diesen juristischen Schriften enthaltenen „juristischen" Traditionen, d. h. Nachrichten über Lehrmeinungen der ältesten Fuqahāʾ, unterscheiden sich nämlich ziemlich stark von dem in den klassischen Ḥadīṯwerken gesammelten Traditionsstoff: da schon sehr früh Lehrmeinungen selbst der größten Autoritäten durch die

1) Islam 14, 80.

weitere Entwicklung außer Kraft gesetzt wurden, waren sie der tendenziösen „Fälschung" viel weniger ausgesetzt als Traditionen, die über Handlungen und Aussprüche Muhammeds oder seiner Genossen berichten sollten; ganz charakteristisch sind etwa bei al-Buḫārī die Echtheitsverhältnisse im eigentlichen Traditionsstoff einerseits und den nicht seltenen Zusammenfassungen der Ansichten der ältesten juristischen Autoritäten andererseits. Noch bedeutend reichere, leider bisher noch gar nicht zugänglich gemachte, geschweige denn verwertete Quellen liegen für eine etwas spätere Zeit in den umfangreichen Hauptwerken aš-Šaibānīs, dem *kitāb al-aṣl* und dem *al-ǧāmiʿ al-kabīr*, vor, neben die noch das *kitāb az-zijādāt* und das *kitāb zijādat az-zijādāt* treten, in denen man den Prozeß der Durchdringung des arabischen (speziell medinischen) Gewohnheitsrechts mit islamischen religiös-ethischen Prinzipien und seiner Systematisierung, der eigentlich den Gegenstand der ältesten islamischen Rechtsgeschichte bildet[1], im einzelnen verfolgen kann. Sie sind es auch, die erst die Möglichkeit geben werden, eventuelle Einflüsse der römischen und talmudischen Rechtswissenschaft auf die beginnende islamische festzustellen. Es folgt die Zeit des Aufkommens der Rechtsschulen, oder vielmehr der Bildung eines šāfiʿitischen Maḏhab, die angesichts der gewaltigen originellen Leistung aš-Šāfiʿīs[2] nichts Auffälliges haben kann, und des Zusammenschlusses der bereits bestehenden zwei großen Strömungen im islamischen juristischen Denken nach seinem Muster — denn in dieser Weise wird man sich die Entstehung der drei alten Maḏāhib in verhältnismäßig kurzer Zeit vorzustellen haben. Über diese Periode fließen für die Šāfiʿiten und Mālikiten verhältnismäßig reiche Quellen, für die Ḥanafiten leider noch nicht; erst eine Erschließung der eben genannten Hauptwerke aš-Šaibānīs wird auch diese Lücke ausfüllen können. Den ḥanbalitischen Maḏhab habe ich noch nicht genannt; in Wirklichkeit konnte man bisher auch gar nicht nachprüfen, inwieweit die von islamischer „juristischer" Seite gegen den Imām Aḥmad ibn Ḥanbal erhobenen Vorwürfe, er sei nur ein Traditionarier und überhaupt kein Jurist, berechtigt waren; die einzige Möglichkeit, diese Frage zu beantworten, liegt in der Analyse seines alle Gebiete des Fiqh behandelnden *kitāb al-masāʾil*, das bisher nur aus dem Fihrist (229, 20) bekannt war und das ich bald edieren zu können hoffe. Auf diese Frühzeit des Fiqh, für die es immerhin mehr Quellen gibt als es noch vor kurzer Zeit schien, folgt eine große Lücke in unserer Überlieferung, auf die ich bereits „Islamica" 2, 151f. hinweisen mußte, die sich aber sicher noch ausfüllen lassen wird (erhalten sind z. B. mehrere Werke von aṭ-Ṭaḥāwī); das eigentliche Ergebnis dieser Zeit muß der Abschluß der juristischen Systembildung sein, die uns im 5. Jahrhundert auf šāfiʿitischer Seite bei al-Ġazzālī und auf ḥanafitischer bei al-Qudūrī bereits voll ausgereift entgegentritt; die spätere Entwicklung stellt größtenteils ein Zurücksinken in reine Kasuistik dar, die dann z. B. in den *al-fatāwā al-ʿālamgīrīja* fast noch unumschränkter herrscht als es in den Anfängen des islamischen Rechts der Fall war. Gleichwohl bietet auch diese Periode des Interessanten genug, wie Nallinos Studie über die Versicherungsgeschäfte bei den Ḥanafiten (Oriente Moderno VII 446ff.) an einem Beispiel gezeigt hat. Durch die außerordentlich reiche und in nicht unbedeutendem Umfange gedruckt zugängliche Literatur der gesamten Spätzeit vom 5. Jahrhundert an können die bekannten Iḫtilāfbücher nicht einmal zu ersten Orientierungszwecken als zuverlässige Führer gelten; verläßlich ist nur das Zeugnis der Verfasser über ihren eigenen Maḏhab, wie zahlreiche Widersprüche untereinander und gegenüber den autoritativen Darstellungen der einzelnen Schulen selbst beweisen. Dies Urteil gilt natürlich nicht von der entsprechenden Literatur der Frühzeit, aus der gerade die Schriften des aṭ-Ṭabarī, von der hoffentlich zu dem Kernschen und dem von mir in Konstantinopel aufgefundenen Fragment noch weitere hinzutreten werden, des aṭ-Ṭaḥāwī und anderer wertvollste Quellen auch für die ganz alte Entwicklung darstellen, aber schon in dem *kitāb al-išrāf* des ibn Hubaira (st. 560), das die größtenteils wörtlich ausgeschriebene Vorlage von ad-Dimašqī und durch ihn von aš-Šaʿrānī bildet, findet sich diese Unzuverlässigkeit der Angaben. Als zeitlich letztes Stadium harrt endlich noch die ḥanbalitische Renaissance durch die Wahhābiten und die Umformung des alten Fiqh durch den neuen Maḏhab des „Modernismus" der Bearbeitung. Das alles betrifft die Geschichte des theoretischen Gesetzes; auf dem ebenso wichtigen Gebiet der Rechtspraxis gibt es neben modernen Stoffsammlungen und -Bearbeitungen an exakten Einzelnachweisen fast nur die Arbeiten von Amedroz über die Abbasidenzeit; eine so bedeutungsvolle Erscheinung wie die neue Hochschätzung der Šarīʿa in frühosmanischer Zeit hat zwar mehrfach eine allgemeine Feststellung, aber noch keine Behandlung im einzelnen erfahren. Aus dieser kurzen Übersicht über die

1) Vgl. Bergsträßer l. c.
2) Vgl. Bergstäßer l. c. 76.

hauptsächlichsten Desiderata, bei der ich mich zudem nur auf die Sunniten beschränkt habe, geht mit Deutlichkeit hervor, ein wie langer Weg noch bis zu einer wirklichen „Synthese" des islamischen Rechts zurückzulegen ist.

Bis zur Erreichung dieses Zieles müssen wir aber, wie gesagt, für eine zuverlässige Zusammenfassung unserer hauptsächlichsten bisherigen Kenntnisse entsprechend dem Plane von Ducati dankbar sein. Im einzelnen zeigt die Ausführung einige Mängel, so daß das Buch in seiner Art noch nicht das ist, was Juynboll und Santillana in ihrer sind. Hierher rechne ich weniger die bereits oben angedeuteten Lücken in der Stoffauswahl (darüber wird man stets verschiedener Meinung sein können), als vielmehr einige prinzipielle Anschauungen und gröbere Versehen im einzelnen, z. B. S. 21 „al-Ḥasan e al-Ḥusayn (fatti in seguito uccidere dagli Umayyadi)" (ähnlich S. 69); S. 42ff. die ganze längst überholte mechanische Auffassung von der Entstehung, dem Wesen und dem gegenseitigen Verhältnis des ḥanafitischen, mālikitischen und šāfi'itischen Maḏhab; überhaupt arbeitet der Verfasser im historischen Teil etwas zu sehr mit starren Kategorien; im systematischen hätte ich am Anfang des vierten Teils gern noch eine kurze Bemerkung über die Einseitigkeit und die Relativität der „Rechtstheorie" für die Erkenntnis des Wesens und der Geschichte des islamischen Rechts gesehen: aus S. 30 einerseits, S. 63 andererseits wird der nicht bereits sachkundige Leser kaum das Nötige erschließen können. Der Gesamteindruck aber, den man aus dem Buche gewinnt, ist doch ein positiver, und ich hoffe, daß der Autor möglichst bald Gelegenheit finden möge, in einer zweiten Auflage die stehengebliebenen Versehen zu korrigieren und auch auf die großen Lücken unseres Wissens und die dringendsten Aufgaben hinzuweisen; schon jetzt kann es, wenn der Leser an den angedeuteten Punkten Kritik zu üben imstande ist, als eine durchaus brauchbare und handliche Zusammenfassung empfohlen werden. Hoffentlich trägt es, was der Verfasser selbst am Ende als seinen Wunsch ausspricht, zu seinem Teile dazu bei, auch in Juristenkreisen Interesse für den hier vorliegenden jungfräulichen Boden zu wecken und, wie ich formulieren möchte, auch auf dem Gebiete des islamischen Rechts jene Arbeitsgemeinschaft zwischen rechtsgeschichtlich interessierten Orientalisten und orientalistisch vorgebildeten Rechtshistorikern zu schaffen, die sich auf dem Gebiet der altorientalischen, besonders der babylonisch-assyrischen Rechtsgeschichte so fruchtbar erwiesen hat. Der Verfasser glaubt sogar, daß „non solo un approfondimento dello studio, ma anche una orientazione più caratteristica, forse un cambiamento radicale di quello studio" nötig sei, die die Juristen im Gegensatz zu „coloro cui quelle civiltà sono accessibili, sommi nel loro campo, ma in quello giuridico non specializzati" und ohne ihre Hilfe durchzuführen hätten, daß „il vero studio essenziale sarà quello che, come in tutti i campi sociologici, tenda a risalire alle origini, all' antico passato, al prima"; gerade dieser Ausblick auf die Aufgaben der islamischen Rechtsforschung war es, der mich veranlaßte, einige der wichtigsten auf orientalistischer Seite empfundenen Desiderata durchzugehen, um zu zeigen, daß die Orientalistik diese Forderungen schon längst erhoben und ihre Erfüllung rüstig in Angriff genommen hat, und daß, so erwünscht die Mitarbeit orientalistisch vorgebildeter Juristen der Orientalistik auch sein muß, die Rechtsgeschichte auf lange Sicht und vielleicht für immer aus der Mitarbeit rechtshistorisch interessierter Orientalisten nur den gleichen Gewinn ziehen kann. Die Lehren aus der bisherigen Geschichte der Erforschung des Fiqh sollten doch nicht so bald vergessen werden.

Neue Streiflichter auf die persische Metapher.[1]

Von J. Rypka.

Ritter unternimmt den Versuch, sich über die ästhetische Funktion des metaphorischen Ausdrucks der Niẓāmīschen Dichtung klar zu werden, ein überaus fruchtbringendes und anmutiges Thema, das geeignet ist, nicht nur unsere ohnehin schwache Kenntnis Niẓāmīs zu fördern, sondern eben dadurch über Niẓāmī hinaus zur wissenschaftlichen Erfassung der bislang in ihrer spezifischen Eigentümlichkeit bloß gefühlten neupersischen Dichtungsart überhaupt beizutragen. Gewiß ist mit der selbst im weiteren Sinne aufgefaßten Metapher die innere Form jener Dichtkunst noch nicht erschöpft, unzweifelhaft aber bildet sie einen wesentlichen Teil davon. Ganz besonders bei Niẓāmī, der doch in seinem kühnen Phantasiefluge und der darauf fußenden Bildersprache völlig unerreicht dasteht. R. tat daher recht, gerade diesen Dichter, mit dem er sich bekanntermaßen seit langem beschäftigt, zum Ausgangspunkte zu wählen. Er betont, das gegebene Problem unbekümmert um alle historischen Fragen behandeln zu wollen. Nun wäre es absolut widersinnig, von ihm, der durch seinen Versuch einen

1) **Ritter,** Hellmut: **Über die Bildersprache Nizāmīs.** Berlin: W. de Gruyter & Co. 1927. (IV, 73 S.) 4°. = Studien zur Geschichte und Kultur des islamischen Orients. Zwanglose Beihefte z. d. Zeitschr. „Der Islam", hrsg. von C. H. Becker, Heft V. RM 6—.

für die neupersische Literatur gänzlich neuen Forschungsweg anbahnt, schon heute eine genetische Darstellung verlangen zu wollen, zumal dies übrigens gar nicht Sache einer strikt umgrenzten monographischen Vorarbeit zu sein braucht und zumal — von allen übrigen Schwierigkeiten zu schweigen — die Ideologie des Gegenstandes, welche diesen über den Abgrund so vieler Jahrhunderte und anders gestalteter Bedingungen einer unserer Zeit gemäßen literarischen Auffassung näher bringen will, durchaus nichts Leichtes ist. Immerhin sind die Ausführungen R.s gar nicht so isolierend, wie es danach etwa scheinen möchte: An mehreren Stellen macht er auf Zusammenhänge aufmerksam, die die neupersische Literatur mit der neueren arabischen verbinden, ja sogar ihn an die Abhängigkeit jener von dieser denken lassen, letzteres eine Ansicht, der in dieser Form kaum beizupflichten ist, da ja, wie der Verfasser selbst später andeutet, an der Entwicklung des soeben erwähnten Abschnittes der arabischen Literatur neben anderen Einflüssen vor allem persisches Blut mitgesprochen hat, so daß man somit allzusehr der Gefahr ausgesetzt ist, in einen circulus vitiosus zu geraten. Ebensowenig vermag die auf S. 22 gegebene Formulierung zu befriedigen, derzufolge Niẓāmīs Metapher, d. h. seine Art, die Natur ganz ursprünglich, mythisch-dichterisch zu apperzipieren, ohne die vorhergehende Entwicklung in der arabischen Dichtung nicht denkbar sei; dies aus dem einfachen Grunde, weil — wenn man auch annimmt, R. schwebe nur eine mittelbare Beeinflussung vor — ein solcher Schluß sich nicht ziehen läßt, solange man die älteste neupersische Dichtung daraufhin nicht untersucht hat. Überzeugend und fein sind hingegen R.s Ausführungen, in denen er an Hand vortrefflich gewählter Proben das gegen die persische Art durchaus divergierende Wesen des westlichen dichterischen Sehens einerseits und des semitischen andrerseits beleuchtet.

Die Funktion der Metapher versucht R. auf indirektem Wege zu ermitteln, indem er ihre Auswirkung in verschiedenen Stoffgebieten der dichterischen Gestaltung Niẓāmīs beobachtet. Eine Systematik der Funktionen selbst dürfen wir daher nicht erwarten. Was aber durch diese Behandlungsart unvermeidlich verloren geht, wird wiederum an Plastik gewonnen, die aus derart anziehenden Darstellungsmedien, wie es „die Naturschilderung", „der Mensch als Objekt der Betrachtung und Schilderung", „der Mensch und die Natur", „der Mensch als handelndes und erlebendes Subjekt" sind, um so kräftiger hervorleuchten muß. Wir wollen nun den einzelnen Kapiteln folgen.

Gegenüber dem dynamischen Naturgefühl eines westlichen Dichters ist das Naturgefühl bei Niẓāmī zunächst als ein rein optisches, aufs Dekorative gerichtetes zu charakterisieren. Dabei ist es einerlei, ob der Dichter sich an einer sinnlichen Erscheinung festsaugt, um seine Schaulust an ihr in immer neuen Bildern zu objektivieren, oder ob er die Natur in eine Unmenge einzelner Schau- und Betrachtungsgegenstände auflöst, die ebensoviel niedlichen, farbstrahlenden und lebensfrohen Miniaturbildchen gleichen. Die Darstellung geht zumeist so vor sich, daß ein rein stofflich bedingtes, zufälliges Nebeneinander in einen phantastischen, dadurch jedoch festeren oder gar notwendigen Zusammenhang (in letzterem Falle haben wir die Figur *ḥusn-i taʿlīl* vor uns), der räumlich, zeitlich oder physiologisch motiviert werden kann, umgedeutet wird, — ein grundlegender Unterschied gegenüber der westlichen Dichtkunst, die nicht das Bedürfnis fühlt, das Nebeneinander der Erscheinungen durch eine phantastische Verknüpfung zu motivieren und ihre Nennung im Gedicht gleichsam erst dadurch zu legitimieren. Der westliche Dichter schildert und wirkt im übrigen unmittelbar, der persische dagegen erst durch Umdeutung der sinnlichen Erscheinungen: daher die grundverschiedene Bedeutung ihrer Bilder. Immerhin ist auch die persische Art ein Weg, sich durch die Metaphorisierung in die Sphäre des mythisch-ursprünglichen Denkens zurückzubegeben, eben darin aber beruht der Zauber aller Dichtkunst, denn „nicht ist die Liebe außer zum ersten Geliebten", ein tiefsinniges Wort Abū Temmāms, das R. mit Ǧurǧānī geistreich auf das dichterische Bild anwendet und seinem Buche als Motto voransetzt. Letzten Endes geeint, erscheinen also Niẓāmī und der Westen durch ihre besondere Betrachtungsweise sowie ihre Art, das Geschaute mitzuteilen, voneinander getrennt. Indessen hat der persische Genuß an der phantastischen Umbildung der geschauten Gegenstände auch mit den altarabischen Dichtern nichts gemein.

Die Metapher dringt in alles ein und nimmt unter diesem Gesichtspunkte die schöne Funktion der Überführung des Gleichförmigen in die Mannigfaltigkeit, bzw. des Farblosen, sachlich Trockenen in buntes Farbenspiel an. Durch das Prinzip der harmonischen oder beziehungsreichen Bildwahl wird einer zügellosen Willkür entgegengesteuert, ein sehr schöner Gedanke, dem sich — leider unterläßt es R. nahezu immer, die Kategorien der arabisch-persischen Poetik den von ihm entwickelten Gesichtspunkten gegenüberzustellen — Figuren wie *tenāsub* (= *murāʿāt-i naẓīr*), *leff u nešr*, *beraʿat-i istihlāl*

und *tezādd* unterordnen, um durch denselben sogar erst ihre Daseinsberechtigung zu erhalten. Doch ist dies nicht ihre einzige Aufgabe: Zusammen mit dem Troß aller übrigen Figuren und Tropen haben sie außerdem der abgeblaßten, zur Konvention herabgesunkenen persischen Schönheitssprache zu Wirkung, Intensität zu verhelfen, da gewisse, u. zw. die häufigsten Metaphern der persischen Kunstpoesie gänzlich schal geworden sind (z. B. Rose, Rubin, Narzisse für Wange, Lippe, Auge). Bisweilen scheint es, daß dieser Verstärkung nach oben keine Grenze gezogen ist, da das Dekorative gar oft die Gestalt des Absonderlichen annimmt, um eben die Metapher interessanter zu machen. R. hätte hier vielleicht an das von den Dichtern häufig hervorgehobene *nādire-sengī*, *nādire-gūjī* etc. erinnern können, wodurch eben das Bestreben, außer der immer mehr beklemmenden Stoffenge auch jenem verzauberten Kreise einer versteinerten Kunstsprache zu entrinnen, dichterisch zum Ausdruck gebracht wurde. Einen speziellen Fall von Absonderlichem und Groteskem bildet die Hyperbel (*mubālaġa*), die R. in einigen besonderen Abarten, insofern sie durch Schilderung der Wirkung hervorgerufen wird, zum Schlusse des über den schönen Menschen und sein Tun handelnden Abschnittes bespricht, ohne daß aber die hyperbolische Steigerung lediglich auf den Menschen angewandt werden müßte. Eine interessante Beobachtung lassen uns die dort gegebenen Beispiele machen: die Nähe des *ḥusn-i ta'līl* zur hyperbolischen Ausdrucksweise, in die jenes häufig einschlägt.

Ward oben die beziehungsreiche Bildwahl dem Äußeren angepaßt, so kann sie auch mit dem seelischen Gehalt des folgenden Geschehens in Übereinstimmung gebracht werden. Dies setzt nur das Auftreten des handelnden Menschen voraus, und die Funktion der optisch-dekorativen Metapher vertieft sich zu einer stimmungsmäßigen Naturschilderung. Dessenungeachtet ist das Verhältnis des Menschen zur Natur bei Niẓāmī durchaus objektiv. Nur in der Einsamkeit erinnert er sich des einstigen trauten Verkehrs mit ihr und redet sie nun an. R. bezeichnet dies als mystisches Naturgefühl und zeigt, daß von da der Weg geradeaus zur Anbetung der Gottheit führt, ein Nachweis, der sowohl für Niẓāmīs psychologische Tiefe als auch R.s Beobachtungsgabe zeugt.

Eine weitere Funktion der dichterischen Metapher besteht darin, die seelischen Bewegungen ästhetisch sichtbar zu machen. Eine versunkene Welt wird also in sinnlicher Form ausgedrückt — das Gegenstück zu jenen Metaphern, in denen ein Sinnliches umgedeutet wird. In der Mitte dazwischen steht das Symbol, das den seelischen Gehalt der konkreten Situation durch eine derselben entnommene Metapher auszudrücken hat. Der Unterschied gegen den erstgenannten Fall ist wohl: Kein dekorativer Parallelgedanke, der den inneren Vorgang ausmalt, sondern das Symbolische birgt sich schon in dem die äußere Situation darstellenden Material, das metaphorisch umgedeutet wird. Besonders diese Stelle in R.s Buche wird klarheitshalber Retouche brauchen. Deswegen vielleicht scheinen mir gegenüber den zwei ersten Belegen die übrigen schwach, wenn nicht gar verwirrend.

Überblickt man das bisher Gesagte, so kann die Eindringlichkeit der metaphorischen Dichtersprache nicht unauffällig sein. Je fester gefügt das poetische Bild, desto potenzierter erscheint seine Wirkung: Unglaubliches wird glaubhaft, Schwieriges leicht und nötigenfalls auch umgekehrt. Dies ist die persuasive Wirkung der Metapher. Tritt zum Persuasiven das Moment der Gesetzlichkeit hinzu, so entsteht die bildliche Sentenz, d. h. der poetische Ausdruck „für eine in der Welt der sinnlichen Erfahrung beobachtete partikulare Gesetzlichkeit, welche Gesetzlichkeit jedoch den Anspruch erhebt, über ihre partikulare Bedeutung hinaus per analogiam als Symbol für Gesetzlichkeiten des menschlichen Lebens aufgefaßt zu werden". —

Dies ist ungefähr das Gerippe der geistreichen Analyse Ritters. Man ersieht deutlich die Tendenz: Es gilt, den Geist der persischen Poesie an einem besonders charakteristischen Merkmale und an einem namhaften Vertreter durch die Mittel einer universalistischen Ideologie zu fassen und in klare, neuzeitliche Formeln zu bringen. Der Verfasser bezeichnet seine Arbeit als einen ersten, tastenden Versuch. Um so höher ist derselbe aber anzuschlagen, als er als gedanklich gelungen zu bezeichnen ist und als sich durch ihn neue Perspektiven für unser Verständnis der persischen und türkischen Klassik eröffnen. In Ritters Beleuchtung wird uns Niẓāmī um ein bedeutendes näher gebracht. Wir fangen an, seine Größe erst recht zu begreifen.

So kann ich das Buch nur wärmstens begrüßen. Eine inhaltsschwere Arbeit, die eben deswegen hie und da mehr Klarheit verlangt hätte. Dies wolle man jedoch für keinen Tadel, sondern für den Wunsch eines Lesers ansehen, der durch R.s Gedankengänge in Spannung gebracht ihnen gleich auf den tiefsten Grund kommen möchte. Bei der Schwierigkeit des Stoffes und Neuartigkeit seiner Behandlung mag selbst ein solcher Wunsch nicht recht und

billig erscheinen. Und so wird man dem Verfasser lebhaften Dank für seine gedanklich prächtige Leistung zollen müssen.

Einige Ergänzungen seien mir zur Interpretation einzelner Belege gestattet:

p. 8 HP 85⁴: W(ilsons Haft-Paikar)-Übersetzung p. 251 läßt st. *chwāb* (dittographisch aus dem unmittelbar vorhergehenden Verse?) etwa *tāb* (antithetisch zu *āb*) vermuten. Dies scheint mir die richtige Lesart: Das Auge (i. e. die Blüte) der Wasserlilie flieht 'vor der Folterqual der Sonnenglut' ins Wasser (*ḫusn-i ta'līl*). Den Einwand, daß eine solche Situation um den Nou-rūz verfrüht erscheint, widerlegt derselbe Abschnitt durch seine üppige Schilderung der übrigen Vegetation (p. 13 v. 6: Nachtfalter im Winter!). Wilson denkt daneben an die rote Blüte der Wasserlilie.

ibd. HP 85⁵: Das, was R. bei der Narzisse 'kronenartigen Blütenkelch' nennt, ist nur die Para- oder Pseudokorolla, die sich an der Mündung der zu einer Röhre verwachsenen eigentlichen Blütenhülle erhebt und bei vielen Narzissenarten, so der gelben, als mächtiger Becher entwickelt ist. Deswegen wird die Narzisse ab und zu als *zārīn-kulāh* bezeichnet, während man für R.s nicht genug plastisches 'zu einer Krone für die trunkene Narzisse' wohl bildhafter 'für die Krone der trunkenen Narzisse' zu übersetzen hat. Die Narzisse ist *mäst*, weil sie ihr Haupt zu Boden neigt, möglicherweise auch, weil sie die Nebenkrone wie ein Weinglas stets mitführt (vgl. p. 47 v. 3 und das unten zu p. 43 v. 4 Gesagte); R.s Erklärung, die Narzisse sei trunken, weil ihr 'Blütenkelch' dem glänzenden Auge des Trunkenen gleiche, dürfte wohl sekundär sein, indem die Trunkenheit des Auges durch den ohne weiteres verständlichen Grundvergleich Auge — Narzisse auf die letztere ausgedehnt wird. Unter *šīšā-i zār* stelle ich mir neben dem 'goldenen Staubkolben' auch die gelben Staubbeutel vor; diese sowie jener liegen in der Blütenhülle, deren Blätter offenbar als Finger zu denken sind, daher *bār kāf-i dāst* (vgl. p. 47 v. 6).

p. 9 HP 85⁷: ... *kull-i bāb-i ḫajāt* (so meine Chamse-Lithographie 1316 h p. 418 st. R. *gul bā-āb-i ḫajāt*) ... 'der Schreiber der Gottesoffenbarung in jedem Kapitel des Lebens hat für die Anemonen das Diplom mit Blut geschrieben', d. h. der Frühling weckte die roten Anemonen zu neuem Leben auf. Unter *kātib-ul-vaḥj* wird sonst der Chalife 'Osmān verstanden, der bekanntlich durch Mörderhand fiel; daher die Wahl des Wortes *chūn*.

ibd. v. 3: 'Das Blatt der (weißen) Muskatrose ist beim Perlen- (weiß! i. e. Blüten-) Anordnen, der Stengel der (stets als dunkelfarbig geschilderten) Hyazinthe beim Augenschminke- (schwarz! i. e. Blüten-) Reiben' (*muvāzene* und Antithese). — v. 4: Die Weintraube setzt die Mütze schief (*keǧ*!) auf, nicht aus Stolz, sondern, wie auf S. 67 richtig, aus keckem Übermut eines Trunkenen. (Nach Ethé GIPh II p. 300 bezeichnet *kež-kulāh* den exaltierten Mystiker.)

p. 10 v. 3—4: Vielleicht würde es zur größeren Klarheit beitragen, ausdrücklich zu sagen, daß der im Nabel befindliche Moschus der Moschusgazelle den Morgenländern als geronnenes Blut gilt (Ḥāfiz-Rosenzweig I. p. 741). Wie *'ūd* und *'anber* symbolisiert er das dunkelste Schwarz.

ibd. v. 5: Schwarz ist die Farbe Saturns, d. h. der siebenten und höchsten Planetensphäre; vgl. W. I. p. XIX.

p. 11 v. 2: 'ein Adler, der seinen (d. h. den ihn treffenden blutigen) Pfeil zur eigenen Feder gemacht hat'. Warum hätte er sich selbst verwunden sollen, zumal dies dem zugrunde liegenden Vorwurf nicht entsprechen würde? Aus demselben Grunde hat sich Niẓāmī den Schlangenstein (*muhre*) trotz der von R. beigebrachten arabischen Autorität ganz bestimmt nicht aschfarben, sondern rot vorgestellt. Nach Abdul-Achundow, Comm. zum sog. Lib. fund. pharm. (Dorpat 1892) p. 23 ist zwar der beste Bezoar schwärzlich grün, mit Essig zerrieben aber nehme der Stein eine rötliche Farbe an.

p. 12 v. 1: R.s Auffassung 'ein Franke, der einem Neger das Haupt abschlug' scheint mir unmöglich. Zumindest hätte dort erklärt werden sollen, was für eine Rolle jener Franke bei dieser mit dem ersten Halbverse offenbar parallelgehenden Umdeutung des Kohlenfeuers spielt. Ich schlage vor, das *ǰāǰ-i vahdet* in *firengī* zu streichen: 'einem schwarzen Franken, d. h. Ungläubigen, wurde das Haupt abgeschlagen', also wieder Rot und Schwarz. Der Ausdruck *firäng-i zängī* dürfte sein Dasein dem Reime verdanken.

p. 13 v. 2: *turk* und *hindū*: Rauch (dunkel); *rūmī* und *qurrat-ul-'aǰn*: Feuer (hell). Im Verse bilden die Antithesen das umgekehrte *leff u nešr*.

ibd. v. 3: Mein Chamse-Exemplar p. 360 bietet besser: *gird-i ātäš ču gird-i āǰīnä zäng* '... wie Rost um den Spiegel herum' (so auch W. I. p. 107) *teǧnīs-i tāmm*!

ibd. v. 6: Zunächst 'die Magier Nachtfalter spielen mit ihren Kutten darin' wie Sufii in statu quodam perfectionis versantes. (Vullers s. v. *chirqa-bāzī*). Man beachte die düsteren Farben der Nachtfalter, die wohl auch darin mit den Magiern übereinstimmen sollen.

p. 23 XŠ 19¹⁵: 'der moschusschwarze Schopf der Nacht'. — Vullers: *čirāǧ-i rūz pärvänä šudän* 'a) sol obtegitur, obscuratur, b) sol occidit'. Zusammengehörigkeit von Lampe und Nachtfalter ist genugsam bekannt.

ibd. XŠ 16¹⁰: Vullers führt s. v. *šäš-ändāz* den Vers in der noch beziehungsreicheren Form *birūn āmäd zi-pärdä sihr⁰-sāzī * šäš-ändāzī bä-ǧāǰ-ī šīšä-bāzī*: „Heraus trat aus dem Vorhang (der Nacht) ein Zauberkünstler: ein Würfelspieler (der Vollmond) statt eines Ballspielers (der Sonne)". Auf keinen Fall dürfen die drei Schluß-jā für abstraktiv angesehen werden[1].

ibd. XŠ 44⁹: Trotzdem die Phrase *šīšä bär säng āmädän* idiomatisch ('vita turbatur', Vullers II p. 501) ist, bildet ihr *šīšä* mit demjenigen des ersten Halbverses kein *teǧnīs-i tāmm*. Besteht doch dieses Kunststück durchaus nicht in bloßer Wiederholung ein und desselben Ausdrucks in einem Verse! Desgleichen in den Versen XŠ 25 u. (p. 37), XŠ 17¹⁴ (ibd.), XŠ 17¹⁸ (p. 38). Ein echtes *teǧnīs-i tāmm* wie oben ad p. 13 v. 3 oder *sāz* p. 49 v. 3 läßt R. hingegen unvermerkt.

p. 26 XŠ 44¹⁸: l. *sitām*. Daß die Weide ein dunkler Baum ist, ergibt sich von selbst aus dem *leff u nešr*: *Gul-qūn-i chor šīd ∞ gul-bärg, Šäb-dīz-i šäb ∞ bīd*.

---

1) Ähnlich bei V. F. Büchner, Stilfiguren in der panegyrischen Poesie der Perser, Acta Orientalia II p. 251, wo Mu'izzīs Vers

där ma'reke bi-s'tānäd u där bäzm⁰ bi-bachšäd
mulkī bä-suvārī u ǧihānī bä-su'ālī

gar nicht anders als

„Auf dem Schlachtfelde nimmt er	und	beim Festgelage schenkt er
ein Königreich einem Ritter	und	eine Welt einem Bettler"

zu verstehen ist. Dadurch erübrigen sich Büchners sonstige Bemerkungen zu dem Verse.

Dieselbe Figur findet sich auch im nächstfolgenden Verse wieder vor.

ibd. XŠ 24^{18}: St. des unmöglichen *bā-durğ-i gouhārīn-rā* ist mit meiner Niẓāmī-Lithographie p. 78 . . . *gouhārīn bār* zu lesen.

p. 30 XŠ 23^{1}: Bei Vullers II p. 463 als Beleg, mit besserer Überlieferung des zweiten Halbverses: *vā-z-ān āzād⁰ sūsān sārväš āzād* 'und sein Zypressen-(wuchs) ist freier (schlanker) als jene freie Lilie'. Vgl. Hāfiz-Rosenzweig I p. 765, 33, 2 (und ebenso p. 822, 121, 1): 'Die Lilie ist unter den Blumen wie die Zypresse unter den Bäumen dem Orientalen das Sinnbild der Freiheit'.

ibd. v. 2: Sinn: Der blutjunge Schöne hat noch kein Unterkinn; seine Wangen sind noch von Bart unbefleckt: 'sein Nilüfer-Blatt ist noch im Wasser, d. h. im Glanze (*āb*)'.

ibd. v. 3: R. hätte hier anmerken sollen, daß im ersten Halbverse unter Sonne und Wolke Gesicht und Bartflaum gemeint sind. Auch der zweite Halbvers weist auf die Jugendlichkeit Chosrous hin, nur bin ich nicht ganz sicher, ob der Ausdruck *ābr u āftāb* hier wörtlich oder im Sinne von etwa 'Wechselfälle des Lebens' zu nehmen ist. Oder sollte es da nicht vielmehr *ābr-i āftāb* heißen? (Lies: *āz ābr ū . . .*!)

ibd. XŠ 86_{2} v. u.: *muvāzene*.

ibd. XŠ 17^{11}: *āb-dāde* spielt wohl in der Bedeutung 'wassergetaucht' auf die vom Speichel ununterbrochen berührten Lippen an, ähnlich wie *tāb-dāde* in der Bedeutung 'glänzend' auf das glänzende Schwarz der Locken anspielt.

p. 31 XŠ 52 u.: *funduq* 'Haselnuß' hat die Fingerspitze metaphorisch zu bezeichnen a) wegen Ähnlichkeit der Form, b) oder der Farbe, wenn die Finger mit Henna tingiert sind; c) in beide wird gebissen. Desgleichen meint '*unnāb* 'Brustbeere' die Lippe, da beide rot sind (vgl. Gibb II p. 92). In dem *tenāsub* vermag ich nicht Süßigkeiten, sondern eher Früchte als gemeinsame Gattung zu erblicken.

ibd. XŠ 17^{15}: Tag und Nacht (*leff u nešr*).

ibd. SN 9^{12}: *kāfūr chordān* met. 'virilitatem cessare facere, impotentem fieri' (Vullers).

p. 32 HP 93_{5} v. u.: *tenāsub* mit Gewächsen als gemeinsamer Idee.

ibd. XŠ 26^{15}: R. spricht von Wortspielen: Das *teğnīs-i nāqiṣ*: *čāšm-čāšmā* ist gleich ersichtlich. Hervorzuheben ist dagegen die in *meh-tāb* 'Mondschein' versteckte Anspielung: auch Šīrīn ist ein *meh* 'schöner Mond'.

p. 33 XŠ 17^{13}: *nāmāk* — wie das ar. *milḥ* 'Salz', met. 'Schönheit, Eleganz, Lieblichkeit'. (R. m. E. etwas entfernter: 'Würzigkeit, Gehalt'.)

p. 35 v. 7: *čūn kāmānī ki bār kāšānd⁰ zi-tūz* mit '(krumm, buckelig) wie ein Bogen, den man mit Borke überzieht' aufzufassen, geht nicht an. Es muß vielmehr heißen: 'Wie ein Bogen, den man aus (von) dem *tūz* herausnimmt oder anspannt'. Die Frage, was *tūz* eigentlich bedeutet, vermag ich leider nicht zu beantworten — trotz aller Wörterbücher, ja trotz der eingehenden Abhandlung Joachim Heins (Islam XIV—XV), aus welcher sich nur die Stelle über توز قوپاران (XV. p. 293) für diesen Zweck verwerten ließ. Das Unglück will, daß Hein die dem ersten Satze seiner Anm. 1 entsprechende Stelle Kjānīs gründlich mißverstanden hat, gleich angefangen vom Namen des berühmten Bogenschützen, den er, wohl durch die Wörterbücher und die volkstümliche Tradition irregeleitet, mit 'Staubaufwirbler' wiedergibt.

p. 36 XŠ 17^{18}: *chwāb-i char-gūš*, R. 'Hasenschlaf', wird bei Vullers mit 'met. somnus negligens, socors' erläutert: Das Gazellenauge Šīrīns fasziniert den Löwen derart, daß er zum schlafenden Hasen wird, d. h. ganz zahm und auf nichts achtend. Innerhalb der Figur *murā'āt-i naẓīr*, die R. hervorhebt, wolle man auch die Antithese 'Löwe — Gazelle, Hase' beachten.

p. 37 HP 81^{3}: l. اوفتاده.

p. 39 XŠ 17^{23}: ‚geschrieben ist „ihr Sklave 'Anber" auf ihrem Fußstaub', der somit den wohlriechenden Ambra weit hinter sich stellt. . . 'Sein (sc. Allāhs) Sklave der und der' ist die ständige Formel auf Petschaften. Zu beachten ist, daß Namen wie 'Anber, Merğān schwarzen Eunuchen beigelegt wurden.

p. 40 XŠ 25_{3} v. u.: *leff u nešr*: *šārm∞zulmāt, āb-i ān rachšāndā chānī∞āb-i zindāgānī* mit dem auf die Chizr-Alexander-Sage bezüglichen *tenāsub*: *zulmāt, āb-i zindāgānī* (vgl. p. 48 v. 3: *tārīkī, āb-i zindāgī*) und der Antithese *rachšāndā, ẓulmāt*.

ibd. XŠ 23^{9} ist kein *ḫusn-i ta'līl*. Bildet der Himmel oder Chosrou das Subjekt des zweiten Halbverses? Das Schwert des Himmels ist natürlich der Blitz.

p. 43 v. l.: R.s Vorstellung, die Rose könne aus dem Blütenkelch wie aus einer Sänfte herausgucken, ist undenkbar; vielmehr 'streckte sie den Kopf aus der königlichen Pracht (*tāğ-dārī*) hervor', mit der sie ja als die Königin des Gartens ringsher umgeben war.

ibd. v. 4: Der Grund, warum Lejlī mit der frischen Narzisse den Becher faßt, ist leicht aus dem oben zu p. 8 HP 85^{5} Bemerkten zu entnehmen, wie denn die Narzisse durch ihre Eigenschaft als *mast* für einen notorischen Säufer gelten muß. Bei der Tulpe ist dafür ihre becherartige Blütenhülle, eventuell auch die rote Farbe maßgebend.

ibd. 5: Wegen *tāb* s. daneben oben ad p. 30 XŠ 17^{11}; im zweiten Halbvers könnte man vielleicht auch an Schweiß- und Tautropfen denken.

ibd. v. 7: *suvārī* dürfte hier nicht 'Reiten', sondern 'Rittersein' bedeuten, da aus ersterer Bedeutung der semasiologische Übergang zu 'gerade, stolze Körperhaltung' nicht so leicht ersichtlich ist. *sefīd-kārī* soll nach R. 'die weiße Schicht' heißen, was kaum richtig sein wird; vielmehr 'Verzinnerei, Weißsein; met. Edelsinn, Heuchelei'.

p. 45 v. 4: Unter *ğemmāzā* (*taḫrīf*: *ğemāzā*) 'eilende Kamelin' glaube ich den Herbstwind erblicken zu sollen. 'Der Buchsbaum fällt vom Thron herab' (R.), da ihn, ein Symbol der Zartheit und hoher, eleganter Statur, der heftige Herbstwind arg zurichtet.

ibd. v. 5: 'Das Aussehen (*sīmā*, nicht *sīm* 'Silber') des Jasmin wird zerstört (*šikāst gīred*)'.

p. 46 v. 2: l. *chazānī*; p. 47 v. 1: l. آوازه.

ibd. v. 3: Jasmin als Schenke wegen seiner jugendlichen Schönheit (vgl. auch die zahlreichen mit *sāmān* zusammengesetzten Epitheta des Schönen); Veilchen im Rausche, da es stets sein Haupt neigt; die Rose ist trunken wegen ihrer roten Farbe, als ob diese von übermäßigem Weingenuß herrührte.

ibd. v. 6: Bei *nisār* könnte man an Staubbeutel (nicht 'Blütenstaub'!) oder Tautropfen denken.

p. 48 v. 4: 'Nichts Schwarzes gab es in jener nachtfarbenen Frauensänfte (d. h. in der nachtumhüllten Welt; aus den vorhergehenden Versen weiß man ja, daß jene Nacht außergewöhnlich hell war) außer jenem 'Iṣmet (Name schwarzer Sklaven), der etwa Vorhangswächter ist' (d. h. nur die Neger waren schwarz in jener hellen Nacht, nicht anders aber als durch sich selbst).

ibd. v. 5: Unter *čādār* 'Schlafdecke' (R.) stelle ich mir den Nebel, unter *gulzār* 'Rosengarten' die Welt vor. Ohne Nebel konnten die Sterne so recht intensiv

flimmern, daher: 'die Sterne zeigten dem Morgen (lachend; vgl. p. 9 Anm. 1 u. p. 51 v. 2) die Zähne', d. h. sie leuchteten ebenso hell oder gar noch heller als selbst der Morgen. Mein Chamse-Exemplar bietet in der ersten Vershälfte die Lesart: صبا کرد از خیال جان ربوده 'Der Ostwind hatte vom Ebenbilde des Geliebten Staub weggefegt', d. h. der Mond leuchtete hell.

ibd. v. 6: *murād* heißt nicht 'Wunscherfüllung', sondern einfach 'Wunsch': der zweite Halbvers paraphrasiert metaphorisch den ersten. (Nach R. würde er hingegen die abschließende Kontraposition bilden.)

ibd. v. 7: Mein Chamse-Druck bietet *hāvā dār* st. *hāvā-rā*, was darauf hinweist, daß man auch letzteren Wortlaut — und analog im ersten Halbverse — einfach durativ wird auffassen dürfen: 'Die Luft rieb *ġālije*-Parfüm muschelweise (*sadāf-vār*)', d. h. zu kleinen Quantitäten im Gegensatze zu den Eseslasten von Moschus, die die Erde im ersten Halbverse abwiegt. Der Dichter will damit den schweren Erdgeruch und die zartriechende Brise kennzeichnen. R. denkt daran, daß mit der Muschel Parfüm gerieben wurde, doch sehe ich keine packende Ähnlichkeit zwischen der Tätigkeit der Luft (eig. des Windes) und derjenigen der Muschel.

ibd. v. 8: Der einwöchige Mond bildet den genauen Halbmond, daher: *naṣfī* (Nisbe!) 'Halber, Halbe', wie aus der bei Vullers abgedruckten persischen Beschreibung deutlich hervorgeht. R.s „angebl." sowie „oder ein Instrument" können gestrichen werden. Vullers führt übrigens den vorliegenden Vers s. v. *naṣfī* in extenso an, u. zw. unter der aus „Bh." etwas unkritisch übernommenen Überschrift مثنوی شیرین خسرو, deren Verstellung ihn offenbar irregeführt hat, da er bemerkt: „quem ... versum lex. F(erheng-i Šu'ūrī) auctor poetae Nizāmī tribuit"!

ibd. v. 9: Mein Chamse-Exemplar liest (p. 98) *dār* (st. *bār*) *nādīmī* „die Plejaden waren in der Zechgesellschaft zu besonderen (Zechgenossen) geworden". Die Sterne dieses Gestirnes sind nämlich enge beieinander.

p. 52 v. 3: l. *tängi-ī*.

p. 53 v. 5: *čūn*.

p. 54 v. 1: Unter *čirāġ* und *churūs* ist die Sonne, unter *bīvā-zān* und *pīrā-zān* die Welt zu verstehen. Die Figur ist daher m. E. nicht in eine Linie mit dem Trommelschläger (p. 53 v. 2, p. 59 v. 6) zu stellen (so p. 55 Z. 13 v. u.).

ibd. v. 2: Man lese علا الله 'erhaben ist Gott!'

p. 59 v. 6: Den Plejaden ward der Fuß zerbrochen, denn es hatte den Anschein, als ob sie unbeweglich auf demselben Fleck blieben, so daß der Morgen verhindert war zu erscheinen.

p. 62 v. 2: l. فریدونی.

p. 71 XŠ 45[13]: Antithese (*nou, kuhān*). Man lese *kāh* (*ginās* gegenüber *gijāh*?).

p. 73 v. 2: 'Weil der Berg beim Erdbeben zerbricht, haben die Hohen Angst vor dem Umfallen'.

ibd. v. 3: 'Es ist besser, daß jeder, der fällt, sich wieder erhebe, wie der Ball, der fällt und steigt'.

Einige Verse habe ich trotz wiederholter Lektüre bisher nicht zu lösen vermocht, hoffe aber sie später nachtragen zu können.

All dem gegenüber möge aber auf das kräftigste unterstrichen werden, daß R. eine Unzahl schwierigster Verse geradezu glänzend interpretiert.

An mehreren Stellen habe ich es unangenehm empfunden, daß der Gedankengang durch allerhand Abschweifungen gestört wird. Soll man es nun wirklich als Nachteil buchen, daß der Verfasser nicht daran gedacht hat, durch entsprechende typographische Maßnahmen, die ja ganz leicht zu treffen waren, jenem Mangel abzuhelfen? Gewiß haben durch Ritters häufige Exkurse der Erzählungsfluß und die Übersichtlichkeit zu leiden, daran kann nicht einmal ihr gediegener Inhalt, das Ermitteln neuer Zusammenhänge, etwas ändern. Aber eben daraus ersieht man den wahren Grund: R.s Feder überfließt von der Fülle seines Wissens. Der Epilog muß daher lauten: Eine ausgezeichnete Arbeit, die Ritters Feingefühl für die persische Poesie schlagend dartut und uns lebhaft wünschen läßt, er möge seine Nizāmī-Forschungen fortführen. Er ist der rechte Mann!

Entzifferung des Turfan-Manuskriptes T. M. 190 des Berliner Museums für Völkerkunde.

Von E. von Zach.

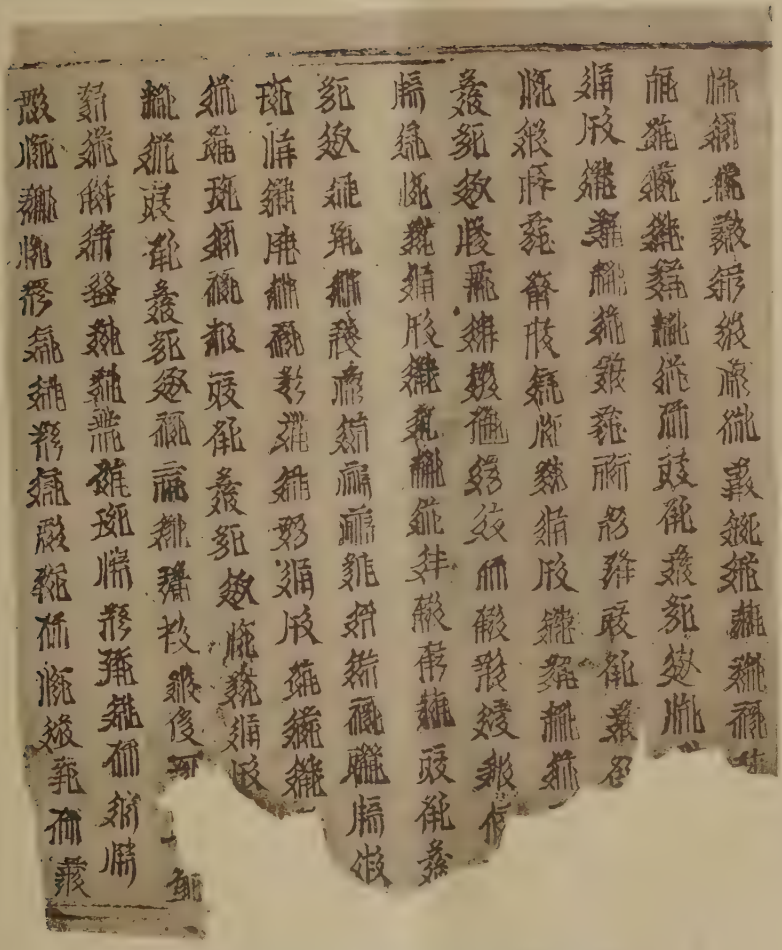
Hierzu Tafel II.

Zweck dieser Veröffentlichung ist ein doppelter: 1. wird durch meine Entzifferung dieses Hsi-hsia-Textes die Möglichkeit gegeben, den korrespondierenden chinesischen Text in dem Tripiṭaka zu suchen und eventuell zu identifizieren, was ich hier in Batavia in Ermangelung jener Sammlung und einschlägiger japanischer Wörterbücher nicht durchführen konnte; und 2. wird damit gezeigt, daß die lexikalische Kenntnis der Hsi-hsia-Sprache gegenwärtig so weit fortgeschritten ist, daß ein Text — bis auf einige wenige Zeichen — entziffert und inhaltlich festgestellt werden kann.

Tafel II bringt die Photographie des Holzdruckes, Sp. 953/4 meine Entzifferung. Letztere sucht auch die beschädigten Stellen, wo sich Zeichenreste finden, zu ergänzen. So konnte z. B. b_{15-17} aus d_{7-9} und f_{2-4} deduziert werden; ferner verhilft das viermal vorkommende 復次 zur Abteilung der einzelnen Sätze. Zur Feststellung des Sinnes ist schließlich eine Umstellung der chinesischen Charaktere (die jetzt gewissermaßen der tibetischen Syntax folgen) erforderlich, z. B. b_{12-15} 於住知當 muß in 當知住於 ... verändert werden.

Der Inhalt dürfte ungefähr folgender sein:

Wer die vier Fundamente des Wissens (Reinheit, Erfahrung, Selbsterkenntnis und Glaube an die buddhistische Lehre) besitzt, kann durch Verlassen seiner Familie und Leben



Zu E. von Zach: Entzifferung des Turfan-Manuskriptes T. M. 190 des Berliner Museums für Völkerkunde.

	l	k	j	i	h	g	f	e	d	c	b	a	
	也	殿	利	誓	sattva	薩	bodhi	須	城	跋	於	死	修	膊	若	羲	不	慨	長	縛	行	龍	知	慨	1
		慨	上	縛	bodhi	須	此	薩	中	膊	住	欲	當	縛	於	死	親	緻	者	服	此	薩	四	縛	2
		薩	中	僻	阿	殺	如	跋	家	羅	我	縛	復	慨	住	欲	近	牌	家	羅	者	縛	者	縛	3
	不	慨	下	緒	連	徹	四	縛	庭	跛	彼	羅	次	難	天	牋	結	羅	出	羅	家	羅	何	毉	4
	作	務	坐	盛	若	羲	法	禮	閻	糊	中	糊	長	縛	龍	難	降	僻	sattva	薩	出	羅	云	縛	5
	當	縛	於	難	於	死	以	慨	法	禮	清	談	者	服	衣	縛	伏	服	bodhi	須	sattva	薩	戒	緻	6
	我	羅	所	難	住	欲	阿	殺	說	契	淨	嚴	家	羅	叉	殺	當	縛	若	羲	bodhi	須	淨	嚴	7
	作	務	既	蒲	法	禮	連	徹	至	羲	善	縛	出	羅	鸞	慨	復	慨	結	牋	之	祠	多	徹	8
	當	縛	此	羲	至	薩	若	羲	我	羅	一	爾	sattva	薩	達	縛	次	難	勝	禰	阿	殺	聞	嚴	9
	是	殿	如	跋	受	難	於	死	曰	努	切	爾	bodhi	須	婆	緻	長	縛	上	務	連	徹	思	維	10
		難	念	僻	讀	薩	住	欲	長	縛	滿	難	佛	緋	之	祠	者	服	故	薩	若	羲	想	維	11
	之	祠	作	務	誦	教	後	慨	者	服	足	統	教	難	化	難	家	羅	阿	殺	於	死	依	跳	12
	無	慨	此	羅	故	羅	次	難	此	薩	善	縛	言	酔	教	殺	出	羅	連	徹	住	欲	順	跳	13
	礙	緻	我	羅		復	長	縛	名	羅	法	禮	依	跳	欲	緩	sattva	薩	若	羲	知	慨	法	禮	14
	往	死	之	祠		刻	者	服	家	羅	薰	羅	阿	殺	故	羅	bodhi	須	於	死	當	縛	故	難	15
	之	祠	福	縛		・	家	羅	出	羅	修	膊	連	徹	五	倪	阿	殺	住	欲	復	慨		・	16
	侍	靈	田	僻	舍	毉	出	羅	sattva	薩	後	娑	若	羲	戒	緻	連	徹	知	慨	次	羅		・	17

als Einsiedler die Bodhisattvaschaft erreichen. Erst nachdem er sich in der Einsamkeit durch Befolgung der fünf Enthaltsamkeiten geläutert und vervollkommnet hat, wird er in die Stadt zurückkehren und in den Häusern der Leute predigen usw. — Das Bruchstück scheint einem Lehrvortrag Buddha's an die 長者 (śreṣṭhī) entnommen zu sein.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, Herrn Lo Fu-ch'êng, Sohn des berühmten Archäologen Lo Chên-yü, für seine freundlichen Winke meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Ebenso den Herren Professoren Dr. F. W. K. Müller und Dr. A. von Le Coq, die sich meiner Arbeit in der wohlwollendsten Weise angenommen und dadurch erst eine Veröffentlichung ermöglicht haben.

Besprechungen.

Seligmann, Dr. S.: Die magischen Heil- und Schutzmittel aus der unbelebten Natur, mit besonderer Berücksichtigung der Mittel gegen den bösen Blick. Eine Geschichte des Amulettwesens. Stuttgart: Strecker & Schröder 1927. (XII, 309 S., 111 Abb. auf 28 Taf.) gr. 8°. RM 26 —; geb. 30 —. Bespr. von M. Meyerhof, Kairo.

Im Jahre 1910 veröffentlichte der Hamburger Augenarzt Dr. S. Seligmann ein zweibändiges Werk „Der böse Blick und Verwandtes", dessen Materialfülle Aufsehen erregte. Seitdem hatte er unausgesetzt sein literarisches und Sammlungsmaterial vergrößert und den Plan zu einem Sammelwerk von riesigem Ausmaß gefaßt. In der Tat konnte er zunächst „Die Zauberkraft des Auges und das Berufen" (Hamburg 1922, bespr. in OLZ, 1922, 363), als wichtiges Kapitel aus der Geschichte des Aberglaubens, der wissenschaftlichen Welt vorlegen. Sodann verarbeitete er sein enormes Material über die Abwehrmittel gegen bösen Blick und Berufen, fand aber in der Not der Nachkriegszeit keine Möglichkeit, sein umfangreiches Manuskript drucken zu lassen. Am 10. Nov. 1926 ist der tüchtige Praktiker und fleißige Gelehrte zu früh für uns verstorben. Nunmehr hat der Stuttgarter Verlag Strecker und Schröder es opferbereit unternommen, des großen Werkes ersten Teil zu drucken, und Dr. W. Krickeberg, Kustos am Berliner Museum für Völkerkunde hat die schwierige Korrekturlesung und Anfertigung des Registers bewerkstelligt.

Es ist natürlich unmöglich, von einer so großen Materialsammlung eine auch nur einigermaßen befriedigende Inhaltsangabe zu liefern. Ref. gibt daher nur die Hauptthemen. Wie zu erwarten, machen die Beziehungen des Orients zum Grundstoff einen sehr großen Teil des Werkes aus.

Die Einleitung behandelt im Überblick Therapie und Prophylaxis des bösen Blickes und der Behexungen, die Heilkünstler, die natürlichen und die übernatürlichen oder magischen Heil- und Schutzmittel. Verf. erörtert nunmehr die Begriffe des Amuletts — er leitet das Wort vom altlateinischen *amoletum* = „Abwehrmittel" ab —, des Talismans, der Mascotte, des Fetischs, der Kraftstoffe und Medizinen. Es folgt die Entwicklung des Amulettbegriffes und die Benennung der Schutzmittel. Hier kommt (S. 57—71) der Orient von den Hebräern bis zu den Islamvölkern, von den Litauern bis zu den Malaien reichlich zu Worte.

Dann folgt der Hauptabschnitt dieses Bandes, die der anorganischen Natur entnommenen Heil- und Schutzmittel. Die größeren Unterabschnitte sind: Wasser, Feuer, Luft (Wolken, Äther), Erde, Metalle, prähistorische Gegenstände, Versteinerungen und Steine. Dieser letzte Abschnitt enthält eine alphabetische Aufzählung aller Arten von Amulettsteinen und ihrer Verwendung, wobei der Orient wieder eingehend berücksichtigt ist. Die Größe des gesammelten Materials beweist allein der Abschnitt „Salz", welcher 12 Seiten umfaßt, und die Bibliographie der Amulettsteine von etwa 600 Werken. Jedem der Kapitel folgt eine solche große, wenn auch naturgemäß nicht erschöpfende Literaturangabe. Die zahlreichen und scharfen Photographien von Amuletten, großenteils aus der eignen Sammlung des Verf. und aus dem Hamburger Museum für Völkerkunde, geben ein vortreffliches Anschauungsmaterial. Der Verf. hat sich ferner bemüht, die Transkription der Worte aus fremden Sprachen so genau wiederzugeben, wie sie in den Originalwerken zu finden waren.

Möge das auf seinem Gebiete einzigartige Werk des zu früh verstorbenen deutschen Gelehrten die ihm gebührende gute Aufnahme finden, damit seine Veröffentlichung fortgesetzt und abgeschlossen werden kann.

Kornemann, Ernst: Vom antiken Staat. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats am 15. Oktober 1926. Breslau: Ferd. Hirt 1927. (35 S.) gr. 8°. = Breslauer Universitätsreden, Heft 1. RM 1.50. Bespr. von Fritz Taeger, Freiburg i. Br.

Eine Rede, die rund ein Jahrtausend umspannt, darf nicht mit dem Maßstabe, der an eine Darstellung oder gar eine wissenschaftliche Untersuchung gelegt wird, gemessen werden. Bestimmt, zusammenzufassen, Anregungen und Richtlinien zu geben, wird sie nicht vor pointierten Wendungen zurückschrecken, die mannigfaltig verschlungenen Erscheinungen

nicht voll gerecht werden. Der Mitforscher wird von selber die Kreise um sie herum legen und sie richtig zu deuten wissen. Eine Kritik an allen Einzelheiten aber würde eine Auseinandersetzung mit dem Material und oft auch mit zugrundegelegten eigenen Untersuchungen des Verfassers und herangezogenen fremden Darstellungen erfordern, die umfangreicher als die in der Rede gegebene Synthese selbst wäre, die im Sinne antiker Geschichtsschreibung Leben zu erwecken gewillt ist. Auf die spätantike Entwicklung gerichtet, greift sie bis auf den orientalischen Königsstaat zurück, um die verschiedenen Elemente verstehen zu lehren, aus denen die späteste Reichsschöpfung der Antike sich zusammensetzt. Markante Herrscherpersönlichkeiten werden richtungweisend vorangestellt, Dareios, Philipp und Alexander, Caesar und Augustus, Diokletian und Konstantin, und schließlich Iustinian. In scharfer und gelegentlich übersteigerter Antithese, die Entwicklungsstufen, aber keine Entwicklungslinien in den Vordergrund stellt, charakterisiert Kornemann die griechische Polis und römische Urbs, zeichnet die Grundzüge des hellenistischen und römisch-monarchischen Staates, um etwas eingehender schließlich die spätantike Entwicklung zu behandeln. Gerade wer ihm weithin zu folgen geneigt ist, den Gedankenreichtum und Willen zu energischer Problemstellung anerkennt, wird einzelne Bedenken nicht zurückhalten dürfen. Das gegen Eduard Meyers Auffassung gerichtete abfällige Urteil über die Politik der Diadochen vergißt m. E., daß nicht wesentlich anders als in modernen Kolonialländern nur durch rücksichtslose Bevorzugung des Herrenelementes die von dem griechisch-makedonischen Mutterland getrennten Großstaaten sich vor völligem Versinken in die Umwelt bewahren konnten, wie die langsame Orientalisierung nach dem Erschlaffen der alten Bevölkerungspolitik bewiesen hat. Eine Überschätzung der spätpersischen Verwaltungsorganisation spielt hinein; der Unterschied zwischen Universal- und Flächenstaat mit ihrer naturnotwendig anderen Bevölkerungspolitik ist nicht genügend beobachtet. Ähnliches gilt für Kornemanns bekanntes ungünstiges Urteil über Augustus. Auch hier neigt er zu einer Unterschätzung der realpolitischen Größe des augustischen Staatsbaus, den der Gegensatz zwischen Mittelmeerreich und Universalmonarchie charakterisiert und die tiefe Erschöpfung der italisch-römischen Volkskraft, die bereits Caesar und seine Umgebung beunruhigt hatte, vielleicht notwendig gemacht hatte. Zum mindesten mißverständlich sind m. E. die Bemerkungen über die philosophischen Grundlagen des Kaisertums im zweiten Jahrhundert. So gut wie keine Fäden führen zur Polis, alle eigentlich, so stark sie sich auch im einzelnen gewandelt haben, auf die hellenistische universalistische Philosophie und ihre Vorläufer im vierten Jahrhundert, die eins der stärksten Dokumente gerade für die Auflösung des Polisgedankens sind. Daran ändert nichts, daß von den Kaisern dieser Periode allein Traian als ein später Erbe der Alexander und Caesar raumpolitisch universal gedacht hat. Das Streben, die grossen Linien zu entwickeln, verführt gelegentlich dazu, die Dinge zu sehr zu vereinfachen. So bedeutungsvoll die Übernahme neupersischer Formen in Zeremoniell und Hoforganisation gewesen ist, eine Wandlung, die weit mehr als eine bloße Etikettenfrage angeht, so werden wir doch den Begriff des "Iranismus" sehr stark einschränken. Synkretistische Erscheinungen sind, wie gerade die Religionsgeschichte lehrt, stärker zu betonen. Die diokletianisch-konstantinische Staatsorganisation als Ganzes ist vollends unpersisch. Denn der neupersische Staat ist wohl in seiner Ideologie mit ihren Ansprüchen auf die Herrschaft über Vorderasien und in seinem Streben, die altpersische Religion wiederherzustellen, nicht aber in seiner Organisation Erbe des altpersischen Staates, weil er den parthischen Feudalismus übernommen hat. Man wird stärker, wie meist geschieht, den Ansätzen innerhalb des römischen Reichsgebietes nachgehen müssen. Syrien und Kleinasien sind religionsgeschichtlich, und nicht nur als Mittler, Ägypten daneben auch verwaltungsgeschichtlich ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger als Neupersien und Iran. Gerade die von Kornemann so stark betonte Absolutierung unter Hadrian, die auf hellenistische Vorbilder weist, könnte das lehren.

Hasebroek, Prof. Dr. Johannes: **Staat und Handel im alten Griechenland.** Untersuchungen zur antiken Wirtschaftsgeschichte. Tübingen: J. C. B. Mohr 1928. (VIII, 200 S.) gr. 8°. RM. 10.50. Bespr. von E. Bickermann, Berlin.

Die Bedeutung dieses Buches für den Leserkreis der OLZ liegt nicht in seinen die Orientalistik unmittelbar berührenden Ergebnissen, etwa über Naukratis (s. 62ff.), sondern mittelbar: es ist ein Versuch, die antike Wirtschaftsgeschichte von unten auf von neuem aufzubauen. Während die moderne Forschung sich meistens bemüht, das ökonomische Leben des Altertums unter irgendein modernes, vorgefasstes Schema: „der Kapitalismus", „die exportierende Großindustrie", „die geschlossene Hauswirtschaft" usw. zu bringen, versucht H. die Erscheinungen der antiken Gewerbstätigkeit in ihrer zeitlichen und wirtschaft-

lichen Eigenart und Gebundenheit zu verstehen und zu zeigen. Er fragt: wer war der Händler (der Fremde), wie arbeitete der Kaufmann (mittellos, war er stets vom kapitalgebenden Gläubiger abhängig), wie stellte sich der Staat zum Handel (nicht die merkantilen Interessen diktierten seine Politik, vielmehr spannte die Polis die freie Gewerbstätigkeit in den Dienst der Nahrungsversorgung ein) usw. Nicht mit allen Ergebnissen H. wird man einverstanden sein; es ist abzulehnen, wenn er mit Bücher den Vasenexport bestreitet (S. 51f.), es ist falsch die Ackerbaukolonie der Handelskolonie überhaupt entgegenzustellen (S. 112): Byzanz war beides (vgl. Theopomp. fr. 62 Jac.). Man fragt sich, womit bezahlte Athen, wenn es keine für den Export arbeitende Industrie gab, im IV. Jhdt. das pontische Getreide, man wird aus der Darlegung d. Verf. nicht klug, warum ein Grieche nur in einer anderen Polis sich der „banausischen" Gewerbetätigkeit widmen konnte. Das Fehlen des Schutzzolls ist kein Beweis gegen die merkantilistischen Tendenzen der Polis: auch die mittelalterliche Stadt kennt nur Finanzzölle.

Ich habe gerade diese wenigen Probleme und Einwände herausgegriffen, nicht nur um zu zeigen, daß H.s Ergebnisse noch oft zu unsicher sind, sondern auch um zu betonen, dass H. selbst noch nicht konsequent genug den von ihm erkannten und eingeschlagenen Weg verfolgt. Zu oft kümmert er sich um die Ansichten und Theorien der Modernen, zu viel bemüht er sich darzulegen „wie es nicht war", anstatt schlicht und klar darzustellen, „wie es eigentlich gewesen ist". Sein Buch ist somit innerlich noch unfertig, und dennoch ist es jedem, der sich für die antike Wirtschaft interessiert, dringend zu empfehlen, als ein Versuch die eigenartige Ausprägung der Wirtschaft einer bestimmten Epoche des Altertums gerade in ihrer spezifischen Eigenartigkeit zu erfassen. Der Althistoriker kann nur wünschen, daß die Orientalisten auch auf ihrem Gebiete an das Quellenmaterial mit den „elementarsten", aber unentbehrlichen Fragestellungen, wie es H. für das klassische Griechenland getan hat, baldigst herantreten.

Anthes, Rudolf: **Die Felseninschriften von Hatnub.** Nach den Aufnahmen Georg Möllers hrsg. u. bearb. Mit 33 Taf. Leipzig: J. C. Hinrichs 1928. (VIII, 120 S.) 4°. = Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens, hrsg. von Kurt Sethe, 9. Bd. RM 69 —; geb. 73 —. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Heinrich Schäfer zum 60. Geburtstag.

Es berührt wehmütig, daß hier die Hinterlassenschaft eines Toten herausgegeben wird. Georg Möller hat die Arbeit, die er begonnen, nicht mehr vollenden können.

Die Inschriften hat nun Rudolf Anthes herausgegeben, die preußische Akademie hat die erheblichen Kosten für die Tafeln bewilligt, so daß die Arbeit in einer Ausstattung vorliegt, die wirklich allen Ansprüchen genügt.

Die Alabasterbrüche von Hatnub liegen östlich von Tell Amarna, sie sind namentlich in der Zeit zwischen Altem und Mittlerem Reich ausgebeutet worden. Die Fürsten des Hasengaus, denen Hat-Nub gehörte, haben dorthin zahlreiche Expeditionen entsandt, und die Führer der Expedition haben sich regelmäßig verewigt, meist in hieratischen (eigentlich einer Zwischenstufe zwischen hieroglyphischen und hieratischen) Graffiti, seltener in ausgeführten hieroglyphischen Inschriften. Die Inschriften enthalten glücklicherweise meist nicht bloß Namen, sie sind sehr häufig ausgeführte historische Berichte, die ein helles Licht auf die Zeit werfen. Das ist für uns außerordentlich wertvoll, da die Zeit, aus der die meisten Berichte stammen, zu den „dunkeln Perioden" der ägyptischen Geschichte gehört.

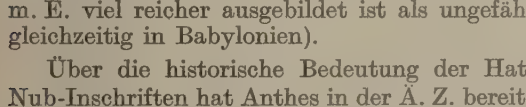
So sind denn die 1891 von Newberry entdeckten Texte schon öfter untersucht worden. Blakden und Fraser hatten 1894 ein Faksimile der hauptsächlichsten Inschriften herausgegeben, ihre Arbeit erschien aber nicht im Buchhandel und war selbst vielen Fachleuten unzugänglich. 1907 hat Möller die Inschriften kopiert und dabei eine ganze Reihe bis dahin unbekannte Texte gefunden.

Mit peinlicher Sorgfalt hat sich Anthes, der sich schon in seiner Doktordissertation eingehend mit den Inschriften befaßt hatte, der Neubearbeitung der Inschriften unterzogen und eine ganze Reihe wertvoller Ergebnisse erzielt.

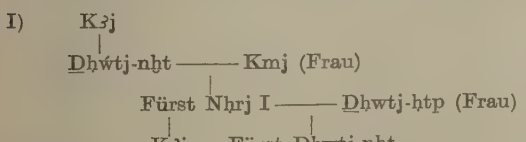
Der Hauptertrag fällt der Natur der Sache nach der Geschichte Ägyptens zu. Der Text ist nicht sehr vielseitig, die einzelnen Inschriften zeigen oft fast den gleichen Inhalt. Immerhin fehlt es auch sonst nicht an wichtigen Ergebnissen. Die Texte enthalten meist die Biographie des Betreffenden, die Aufzählung seiner Ämter und die üblichen Phrasen von seiner Tüchtigkeit und sozialen Gesinnung, die für die Inschriften des Mittleren Reiches charakteristisch aber schon gegen Ende des Alten Reiches entstanden sind, wann, muß künftige Forschung feststellen, die Zeit der großen Pyramidenbauer kennt sie noch nicht. Man findet hier Ausdrücke wie „Ich war ein Sohn für den Alten, ein Vater für das Kind, ich gab Kleider dem, der nackt ist" usw. Doch findet man nicht

alles, was man erwartet, in Gr. 14 steht „Ich war einer, der die Witwe, die keinen Gatten mehr hat, (dem Fürsten) meldet", noch nicht das spätere „ich war der Gatte der Witwe", Gr. 17 „der die Witwen seiner Stadt am Leben erhält", Gr. 24 „Ich habe die Witwe atmen lassen, die keinen Gatten hat". Man hat im Ganzen den Eindruck, daß die Phraseologie für die Grabinschriften, die wir später haben, und die für unser Gefühl etwas unangenehm wirkt: „Ich war das warme Zimmer für den Frierenden", „Ich war die Amme des Säuglings", (Louvre C 1) erst am Anfang der 12. Dynastie voll entwickelt ist, in Hat-Nub (der Zeit des „beredten Bauern") ist sie im Werden. Das ist literarhistorisch nicht unwichtig. Was den „geschraubten Ton" dieser Texte anlangt, so wird man heute wohl günstiger darüber urteilen als vor 30 Jahren; wer irgend einen indischen literarischen Text daneben legt, wird die ägyptischen Phrasen als äußerst harmlos empfinden, auch die arabische Dichtung und Kunstprosa erlaubt sich noch ganz andere Dinge. Es ist eine ungemein reizvolle Aufgabe zu beobachten, wie hier zum ersten Mal in der Weltliteratur ein literarischer Stil entsteht (der m. E. viel reicher ausgebildet ist als ungefähr gleichzeitig in Babylonien).

Über die historische Bedeutung der Hat-Nub-Inschriften hat Anthes in der Ä. Z. bereits kurz referiert (Ä. Z. 59, 100ff.). Hier folgt eine viel ausführlichere Auseinandersetzung. Zunächst ist es nötig, die Genealogie des Fürstenhauses festzustellen, unter dem die meisten Inschriften gesetzt sind. Die Inschriften Gr. 14 bis 29 sind datiert aus der Regierungszeit eines Nomarchen Nḫrj (I). Sein Stammbaum läßt sich folgendermaßen feststellen: (Anthes S. 99):



Daneben läßt sich noch ein Stammbaum aus der 12. Dynastie ermitteln (S. 100):



Den Kȝj am Ende von Stammbaum I hatte Griffith mit dem Manne gleichen Namens am Anfang von Stammbaum II gleichgesetzt. Anthes erhebt dagegen Zweifel, aber ich habe mich vergebens gefragt, inwiefern diese Zweifel begründet sind. Immer liest man aus Anthes Ausführungen heraus: Vielleicht ist es richtig, es könnte aber auch anders sein! Skepsis ist nützlich und heilsam, aber sie darf auch nicht zu weit gehen. Sollen wir im Ernste glauben, daß 2 Gruppen, in denen sich dieselben Namen immer wiederholen, nicht zu einer Familie zusammenzuschließen sind? Ich halte Griffith' Ausführungen und Ansetzungen für absolut sicher. Die Fürstenfamilie des Hasengaus hat ihre Stellung ausgeübt bis in die 12. Dynastie hinein. Das aufkommende Herrschergeschlecht der Amenemhet und Sesostris hat wie in anderen Fällen, (man vergleiche die Inschriften von Beni Hasan) die Gaufürsten der vorigen Periode zunächst in ihrer Stellung belassen, und sie erst später nach und nach abgebaut.

Das Mittlere Reich der ägyptischen Geschichte war in seinem Anfang, wie uns die Inschriften von Beni Hasan seit Jahrzehnten gelehrt und die Inschriften von Hat-Nub nur bestätigen, eine Feudalmonarchie, die mit dem Staat des deutschen Mittelalters eine auffallende Verwandtschaft hat.

Das Interessanteste in den Inschriften ist die Erwähnung eines Kampfes im „sumpfigen Wiesengelände" (die Übersetzung von Anthes scheint gesichert). In dieser hat Fürst Nḫrj I mitgekämpft und den Feind zurückgeschlagen. Der Feind kann nur aus dem Süden gekommen sein, es handelt sich also um das aufkommende Dynastengeschlecht von Theben (11. Dynastie), über dessen erste Zeit wir aus den Gräbern von Siut und aus einigen seit 20 Jahren bekannten thebanischen Inschriften (s. Anthes S. 93ff.) verhältnismäßig gute Kunde haben. Alle diese Inschriften hat Anthes gewissenhaft verwertet, nur merkwürdigerweise das wichtigste Denkmal nicht, die Lehre für Meri-ka-re in Petersburg, eins der wichtigsten Denkmäler der ägyptischen Literatur. Nur gelegentlich wird sie bei Anthes erwähnt. Der Grund ist ja durchsichtig, man scheut sich die Angaben eines literarischen Werkes für geschichtliche Untersuchungen heranzuziehen. Und doch paßt gerade dieses Buch ausgezeichnet zu Anthes' Resultaten, ein Beweis, daß seine Angaben durchaus historisch sind. A. führt aus, wie zu Zeiten Nḫrjs I der von Süden vordringende Feind noch einmal zurückgeschlagen wurde, wie dann ein längerer Friedenszustand eingetreten sein muß. (S. 94.) Genau das erfahren wir aus der Lehre für Meri-ka-re. Der alte König (gewiß einer der Achthoes) sagt seinem Sohn, daß er erfolgreich bei Abydos gekämpft habe, daß jetzt aber Frieden mit dem Südland eingetreten sei. Auch der Sohn solle Frieden halten. „Stelle dich gut mit dem Süd-

land, dann kommen die Sackträger zu dir mit Gaben . . . . . Dann kommt auch der Granit zu dir (aus Hammamat oder sonstwo)". Aus dieser Stille vor dem Sturme (wenn es ein Sturm war, die 11. Dynastie könnte auch friedlich in den Besitz des Nordlandes gelangt sein) stammen also die wichtigsten Inschriften von Hat-Nub. Wir haben es in der griechischen und römischen Geschichte oft genug erlebt, daß wertvolle Angaben diskreditiert wurden, das führt dazu, daß wir uns Schwierigkeiten künstlich schaffen, wo keine sind.

Natürlich sind so wertvolle Helfer keine einfachen Beamten der Könige gewesen. Anthes erörtert ausführlich S. 81ff. die Stellung der Fürsten des Hasengaus und kommt S. 92 zu dem gewiß richtigen Resultat, daß die Fürsten des Hasengaus genau wie die Fürsten von Siut eine ganz besondere Ehrenstellung eingenommen haben müssen. Solche Titel, wie „Graf der Grafen", „Graf von Oberägypten", finden sich nur in Siut und Hat-Nub. Beide Fürstenfamilien haben eben den Herakleopoliten der 10. Dynastie ganz besondere Hilfe gegen die Thebaner geleistet.

Beide Fürstenfamilien sind auch, wie ihre Inschriften lehren, in thebanischer Zeit (12. Dynastie) durchaus in ihrer Stellung verblieben, Amememhet I hat sie nicht beseitigt, er hat damit eben einen Feudalstaat begründet, der erst später in einen Beamtenstaat umgewandelt ist, wie Ed. Meyer schon vor vielen Jahren ausgeführt hat.

Für das Werden des Beamtentums des Mittleren Reiches bieten die Inschriften ebenfalls reiches Material, doch kann ich darauf im Rahmen dieser kurzen Besprechung nicht eingehen. Hervorgehoben sei die Stellung des Fürsten Nḫrj I zum König. Graffitto 25, Z. 6 heißt es: (Anthes S. 56) „Mache dir eine Truppe (o. ä.), ich werde bei einer anderen Truppe sein". Danach hat Nḫrj eine geradezu selbständige militärische Stellung. Die Gaufürsten der 12. Dynastie sprechen nicht in einem solchen Ton. Ich glaube auch den Weg zu sehen, wie das Beamtentum des Mittleren Reiches sich entwickelt hat. Die Leute, die Nḫrj um sich hat, (Gr. 16, Z. 6), heißen šmśw „Gefolgsleute". Gerade šmśw ist im Mittleren Reich, wie schon die Beamtenscarabäen dieser Zeit zeigen, ein sehr häufiger Titel, der nicht bloß etwa „Diener" bedeutet, denn der Erzähler des Schiffbrüchigen wird nach seiner glücklichen Heimkehr zum königlichen Gefolgsmann ernannt, und auch Sinuhe, gewiß eine hohe Persönlichkeit, heißt „Gefolgsmann". Die Ähnlichkeit mit dem germanischen Lehnswesen ist auffallend.

Die Fürsten des Hasengaus haben auch eine bedeutende Stellung im Kult. Auch darüber berichtet Anthes ausführlich: S. 81ff. Der Hauptgott des Hasengaus (des Gebietes von Eschmunên) ist Thoth, und die Gaufürsten sind Priester des Gottes. Sie haben sogar eine ganz außerordentliche Stellung im Kult; sie bezeichnen sich direkt als „Sohn des Thoth", ein Name, der sonst nur dem König zukommt. Auch das ein Zeichen der durchaus selbstständigen Stellung dieser Gaufürsten, die wie die Fürsten von Beni Hasan nach eigenen Jahren rechnen, und die hinter ihrem Namen das sonst nur dem König zustehende Prädikat „Leben, Heil, Gesundheit" erhalten.

Als Möller über seine Aufnahmen berichtete (Berichte der Berliner Akademie 1908, S. 679ff.) zog er auch wichtige chronologische Schlüsse. Er schloß aus den Genealogien von Hat-Nub, daß zwischen dem Ende der 6. und dem 51. Jahr der 12. Dynastie etwa 300 Jahre verflossen seien. Auch zu dieser Frage nimmt Anthes Stellung (S. 107). In seiner vorsichtigen Art will er keine chronologischen Schlüsse ziehen. Ich meine, mit Unrecht; daß wir vom Ende der 6. bis zum Anfang der 12. Dynastie hier Inschriften haben, sagt genug; daß hier mehrere Jahrhunderte ausgefallen sein sollen, wie es die neue Borchardtsche Rechnung verlangt, erscheint einfach undenkbar.

Die Inschriften zeigen auch die Bilder derer, die sie gesetzt haben. Sie sind herzlich schlecht, ohne jeden künstlerischen Wert. Aber kunstgeschichtlich erscheinen sie doch nicht wertlos. Ihre Proportionen (kleiner Kopf, langer Körper) sind gerade für die Zwischenzeit charakteristisch.

Alles in allem genommen: das von Anthes veröffentlichte Material ist außerordentlich wertvoll für die Zeit zwischen Altem und Mittlerem Reich, wie wir heute wohl sagen dürfen, auf literarischem wie auf religiösem Gebiet die wichtigste Periode der ägyptischen Geschichte überhaupt. Das mag die etwas lang gewordene Besprechung des Anthesschen Buches, für das wir dem Verfasser außerordentlich dankbar sein müssen, rechtfertigen.

Contenau, Georges: **Les tablettes de Kerkouk et les origines de la Civilisation Assyrienne.** Extrait de Babyloniaca, tome IX, fasc. 2—4. Paris: Paul Geuthner 1926. (IV, 140 S. u. 14 Taf.) 8°. Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

Von Zufallsfunden ausgehend hat die Assyriologie in den letzten Jahren mehr und mehr erkannt, daß gewisse Grenz- und Außenbezirke, die bisher unbeachtet zwischen den politischen und religiösen Zentren der Keilschriftkultur lagen, der Forschung ebenso wichtige Aufgaben

zu stellen vermögen wie die Ruinen der großen Reichshauptstädte Babyloniens und Assyriens, Elams bzw. Irans und des „hethitischen" Kleinasiens. Einer dieser Grenzbezirke, der die Brücke zwischen den Euphrat- und Tigrisländern einerseits, Iran und Ostarmenien andererseits bildete, ist die alte *Arrapachitis*, die dem Baġdäder Antikenhandel schon seit Jahrzehnten aus Raubgrabungen der Eingeborenen stammende Tontafeln geliefert und neuerdings (im Frühjahr 1925) auch Grabungen des ʿIrāq-Museums und der Amerikaner unter Chieras Leitung — am Jorġān-Tepe[1], etwa 16 km südöstlich von *Kerkuk* — reich belohnt hat. Die Tontafelfunde der Eingeborenen und insbesondere die Funde Chieras sind so zahlreich und inhaltlich so wertvoll, die sich bietenden ethnologischen und kultur- und speziell rechtsgeschichtlichen Probleme so bedeutsam, daß sie nicht nur die Assyriologie, sondern auch weitere Kreise der am Orient interessierten Sprachforscher und Althistoriker auf Jahre hinaus beschäftigen werden. Als Einführung in diesen neuen Zweig der Altorientalistik ist die vorliegende Schrift Contenaus daher sehr willkommen, obwohl sie im wesentlichen nur auf einem nach Paris gelangten Bruchteil des Materiales fußt, da die inzwischen erschienenen großen Publikationen von Gadd (mit 82 Texten in Autographie, Umschrift und Übersetzung)[2] und Chiera (mit 100 autographierten Texten)[3] dem Verf. noch nicht vorlagen.

Der Einführung in das Studium der Kerkuk-Tafeln dienen in erster Reihe die instruktive Zeichenliste (S. 90—103), in der Contenau neben die Zeichen der Kerkuktexte die Äquivalente der neuassyrischen und neubabylonischen Texte, der Amarna- und Boghazköj-Tafeln und der mittelassyrischen — den Kerkuk-Tafeln also noch annähernd gleichzeitigen — Adad-narari-Inschrift IV R 44f. stellt, sowie die Eigennamenliste (S. 109—119), welche die Personen- und Ortsnamen der dem Verf. zugänglich gewesenen 55 Texte enthält[4]. S. 120—140 bringen ansprechende Beiträge zur Klassifizierung dieser Namen: nur ein geringer Teil ist semitisch, der bei weitem größte Teil *kassitisch* oder *„mitannisch"*[1].

Ebenso weite Perspektiven eröffnen die vorangehenden Ausführungen Contenaus über die *Kerkuk-Siegel* (S. 18—83). An der Hand zahlreicher, z. T. zum ersten Male veröffentlichter Photographien und Zeichnungen von Siegelabrollungen und Reliefs aus Kerkuk, Assur, Syrien und Anatolien zeigt der zu solchen Untersuchungen besonders berufene Verf. noch ausführlicher als er das bereits in seiner „Glyptique syro-hittite" (1922) S. 63—82 getan hatte, daß die Charakteristika der Kerkukkunst in Assur, Syrien-Palästina (speziell auch in Gezer) und Anatolien wiederkehren: die in ihren Motiven durchaus religiös eingestellte Kerkuk-Glyptik läßt keinen Zweifel, daß Syrien-Palästina, das mittlere und südlichere Kleinasien und Nordsyrien, Assyrien und die angrenzenden Gebiete Irans seit alters kulturell verbunden sind und einem Kreise angehören, der sich von Sumer und Akkad, speziell Babylon, deutlich abhebt (s. besonders S. 83). Von welcher Seite immer man also das Wesen des älteren Assyrertums zu erfassen sucht, sei es von der Eigennamenforschung oder der Kunst aus, sei es von dem charakteristischen Rassentypus aus, den die Assyrerdarstellungen der Sargonidenzeit erkennen lassen, überall zeigt sich, *„que l'Assyrien est un mélange d'Asianique et de Sémite"* (S. 13).

Während ich die Gesamtresultate Contenaus im wesentlichen für gesichert halte, muß ich in Einzelfragen, besonders auch bei der Analyse der von Contenau als *„asianiques"* bezeichneten Eigennamen, d. h. der subarisch-ḫurrischen Namen und ihrer in Kappadokien und Assur selbst begegnenden Verwandten, deren Heranziehung ich schon mehrfach gefordert hatte[2], von ihm abweichen. Hier können jedoch nur einige Richtigstellungen bzw. Ergänzungen zu Contenaus Ausführungen über die ältesten geschichtlichen Beziehungen zwischen Assyrien und seinen Nachbarländern bzw. über die in ganz Vorderasien begegnenden subarisch-ḫurrischen Eigennamen gebracht werden.

Zu S. 3f.: Der Name des *Ki-ki-a*, des chronologisch noch nicht bestimmbaren ältesten Erbauers der Mauern von Assur, begegnet in dieser Form in den *Kültepe-Texten* noch nicht, wohl aber als *Ki-ki-i* (BIN IV 233, 5) und *Ku-ku-a* (z. B. KTS 49b, 20)[3]. Die inzwischen auch von Gadd (a. a. O. S. 67) übernommene Behauptung, die Kültepetexte lehrten in der Form *Uz-bi-a* auch einen Namensvetter des *Uš-pi-a*, des ersten Erbauers des Assurtempels, kennen, beruht auf einem der vielen groben Irrtümer von Sidney Smith, der den einfachen Satz CCT III 1,

1) Corner bei Gadd (s. Anm. 2) nennt den Fundort *Jalġān-Tepe*, doch scheint Chieras Angabe (s. Anm. 3) richtiger zu sein.

2) C. J. Gadd, *Tablets from Kirkuk* = Revue d'Assyriologie 23 (1926), Heft 2—4.

3) Edward Chiera, Joint Expedition with the Iraq Museum at *Nuzi* = Publications of the Bagdad School, Texts.: Vol. I (1927), vgl. auch Annual of the American Schools of Oriental Research V, 75ff. und Chiera and Speiser, Selected „Kirkuk" Documents = JAOS 47 S. 36—60. — Für die ältere Literatur s. Lewy, Reallexikon d. Vorgesch. VI, 329ff.

4) 44 dieser Texte hat Contenau selbst soeben zum ersten Male in Autographie publiziert, s. Tafel I—XX seiner *Contrats et Lettres* = Musée du Louvre, Textes Cunéiformes, Tome IX (1926).

1) Besser *„subarisch"* bzw. *„ḫurrisch"*, s. Ungnad, Kulturfragen I S. 5ff.

2) Vgl. z. B. Reallex. d. Vorgesch. VI S. 215; 331.

3) Zum Verhältnis von *Ki-ki-a* zu *Ku-ku-a* vgl. Lewy, ZA N. F. 1 (35) 146[2]; Gadd a. a. O. S. 78.

17ff. 2 *bilātim* 2½ *manēm erām dammuqam Kà-ki-i a Tù-úḫ-pí-a ub-lá-ku-um* „2 *Talente*, 2½ *Minen feines Kupfer bringt dir Kakkī nach Tuḫpija*“ mißverstanden hat, weil er das Zeichen *úḫ* (Thureau-Dangin, Syll. acc. No. 268) nicht kennt[1]. — Daß die Dynastie von Akkad auf 2845—2649 (bzw. nach den von Contenau nicht berücksichtigten Zahlen Ed. Meyers auf 2652—2456) anzusetzen sei, halte ich nicht mehr für sicher, da damit gerechnet werden muß, daß die Herrscher der sog. 4. Dynastie von Uruk (30 Jahre) und wenigstens die ersten Könige der „Heerschar von Gutium“ (insgesamt 125 Jahre) Zeitgenossen bzw. Rivalen der letzten Fürsten von Akkad waren[2]. Das Intervall zwischen Sargons Zug nach *Burušḫanda* und der altassyrischen Expansion ebendorthin bzw. nach *Kaniš* und dem weiteren Halysgebiet zur Zeit des Šarrum-kēn ist daher möglicherweise erheblich kürzer als C. annimmt, der auch mit dem Ansatz des Kikia und Ušpia in das 26. Jahrhundert zu hoch gegriffen haben dürfte. Auch ist es recht unwahrscheinlich, daß die Kültepetexte das 24.—22. Jahrhundert umfassen, s. OLZ 1926, 758f. und jetzt auch Götze, AO 27 (1928), 2, S. 12.

Zu S. 4f. Die charakteristischen Eigennamen der *Drehemtexte* auf *-ari*, *-šen* usw., die Cont. als die ältesten zur Zeit bekannten „Mitanni“-Namen bucht, sind auch bei Landsberger, ZA N. F. 1 (35) 229 gesammelt, welcher (nach dem Vorgang von Thureau-Dangin, RA 9 S. 2) noch auf *An-na-ri* (AO 5565) verweist. Die sog. *Samarratafel* mit den Namen *A-ri-SI-en*, Sohn des *Sá-dar-ma-ad*, und *Sá-um-SI-en* (Thureau-Dangin a. a. O. S. 1f.), die Cont. erst später (S. 14 vgl. 104ff.) heranzieht, bespricht Landsberger mit Recht schon an dieser Stelle. Aber auch er hat nicht notiert, daß dieser Text orthographisch in bemerkenswertem Zusammenhange mit den Kültepe-Texten steht, insofern die Endung *šen* hier als *SI-en*, d. i. *šé-en* erscheint, wie sie auch in Kappadokien geschrieben worden wäre[3]. Mit der gleichen Schreibung des *še* begegnet dieses „Mitanni“-Element *šen* „*Bruder*“ im übrigen auch in Namen des Königs *Šar-a-ti-gu-bi-SI-in* (Thureau-Dangin, RA 9, 73f.), den Contenau (S. 17) etwas zu zuversichtlich für einen Gutäer erklärt; denn in den Königslisten kommt er bekanntlich nicht vor. Contenaus Liste gutäischer Königsnamen ist im übrigen noch nach Ungnad, ZA 34, 6 und Poebel, ZA 34, 49 zu berichtigen, die gezeigt haben, daß in die Liste weder ein *Arlagan* noch ein *Jarlagarum* gehört, sondern nur ein *Jarlagaš* (Var. *Jarlagan*)[4].

1) Für *Tuḫpija* = „hethitisch“ *Tuḫuppijaš* in den Kültepe-Texten, s. OLZ 1926, 755[1]; vgl. jetzt auch BIN IV 233, 25 u. a.

2) Ein klassisches Beispiel dafür, daß die babylonischen Königslisten die Gleichzeitigkeit ineinandergreifender Dynastien verschiedenen Ursprungs nicht erkennen lassen, liegt in der Königsliste A (CT 36, 24f.) vor, die bekanntlich nicht anmerkt, daß die ersten Kassiten und die späteren Herrscher der Meerlanddynastie Zeitgenossen waren. (Gleichzeitigkeit der letzten Herrscher der Sargondynastie und der ersten Gutäer zieht jetzt auch Sidney Smith, Early History S. 76f. in Erwägung.)

3) Danach ist auch Thureau-Dangin, Syll. acc. Nr. 74 (und der Nachtrag dazu S. 52) zu erweitern.

4) Entsprechend ist Langdon, OECT II 19[3] zu korrigieren. — In dem von Contenau übergangenen Namen des drittletzten Gutäerkönigs [*Ja*]*-ar-la-ga-an-da* (Langdon a. a. O. S. 19; Zimmern, ZDMG N. F. 3 [78] S. 34) liegt vielleicht die gleiche Endung wie in *Sá-dar-ma-ad* (Samarratafel Z. 9) vor; denn *-ad* und *-anda* wechseln — wenigstens in den uralten nichtsemitischen Ortsnamen Vorderasiens — nicht selten, s. ZA N. F. 2 (36) 26[1] und vgl. z. B. noch *Ja-ru-wa-an-da-aš*, Var. *Jaruwad(d)aš*, vielleicht = *Arwad* bei Hrozný, Bogh. Stud. III 130f. — Um Gleichmäßigkeit der Umschrift zu erzielen, wird es sich auch empfehlen, den durch Winckler, ZA IV 406 bekannt gewordenen Gutäerkönig *La-SI-ra-ab* durch *Laširab* wiederzugeben, da auch in diesem Texte *SI* für *ši* steht (Z. 29, vgl. Th.-D., Syll. Nr. 74).

1) Zum Wechsel von *t* und *l* bzw. *tl* s. Weidner, Bogh.-Stud. 8, 8[2].

2) Daß Orts- und Personennamen auf vorderasiatischem Boden untereinander in engster Beziehung stehen, ist bekannt, vgl. z. B. Bork, MVAG 1909, 1 S. 80.

3) Die Endung *-še* ist in subarischen Ortsnamen mehrfach belegt, vgl. *šad Še-e-še* Tigl.-Pil. IV 65; *Gu-ma-ra-ši* AO 5500; *-ni* in *Nu-ba-na-ni* könnte das subarische Gentilizium *-ne* (Ungnad, Kulturfragen I 13[1]) sein, das u. a. wohl auch im Gebirgsnamen *Mi-li-at-ru-ni* (Tigl.-Pil. IV 63) „*der von Miliatru*“ vorliegt (*Mili-atru* || *Uru-atru/i*).

Zu S. 7: Daß *Mattiwaza*, der von Šuppiluliumaš eingesetzte Sohn des Tušratta, einen Bruder *Artatama* hatte, ist nicht beweisbar.

Zu S. 109: *An-ta-ra-ti* ist gewiß nur eine andere Schreibung des Namens *An-tar-a-at-li*, den KBo I 1 Vs. 26 ein Fürst von *Alše* trägt[1]. — Zu S. 113: Zu *I-ri-še-en-ni* gehört *E-ri-si-in-ni*, der Sohn des Mannäerkönigs *Aḫšēri* (vgl. zuletzt Streck, VAB 7. 3 S. 699). — Zu S. 115: *Ni-iḫ-ri-a* („hethit.“ Var. *Niḫi-ir-ja*) ist auch als Ortsname in „kapp.“ und „hethit.“ Texten belegt, s. OLZ 1927, 25, wo neuerdings noch die „kapp.“ Varr. *Na-aḫ-ri-a* und *Ni-ḫa-ri-a* aus BIN IV 206 nachzutragen sind. Vielleicht kehrt der Name auch im Sammelnamen der „*Na-i-ri-Länder*“ wieder, den Tukulti-Ninurta I. einmal (KAH II 58, 9) durch *Ni-'-ri* zu ersetzen scheint![2] — *Nu-ba-na-ni* gehört vielleicht zu dem Gebirgsnamen *Nu-ba-na-a-še* (Tigl.-Pil. IV 64)[3]. — Zu S. 136: Den ersten Bestandteil der Namen *Pa-i-šar*, *Pa-i-ri*, *Pa-i-til-la* usw. möchte ich auch in *Pa-i-te-ri* wiederfinden, dem Namen eines der 23 von Tiglatpilerer I. bezwungenen *Nairi-Länder* (Pr. IV 77 u. ö.).

Contenau, G.: **Manuel d'Archéologie orientale** depuis les Origines jusqu'à l'Époque d'Alexandre. I: Notions générales; Histoire de l'art. Mit 357 Abb. im Text. Paris: A. Picard 1927. (II, 545 S. Text.) gr. 8°. Bespr. von Eckhard Unger, Berlin.

Dr. Contenau, Kustos am Louvre-Museum, der in den letzten Jahren mit grossem Fleiße hintereinander einige Bände von wichtigen Keilschrifturkunden seines Museums publizierte, hat es nebenbei unternommen, eine breit angelegte Darstellung der Vorderasiatischen Archäologie zu verfassen, von der jetzt der erste umfangreiche Band erschienen ist. Das Werk soll die antiken Kulturen von Elam, Mesopotamien, Syrien-Palästina und Kleinasien umfassen. Der 1. Band enthält im 1. Teil allgemeine Bemerkungen, im 2. Teile behandelt er die Kunstgeschichte.

Die Disposition des 1. Teils lehnt sich an ältere Vorbilder an. Zu den Quellen rechnet C. nur das Alte Testament und die klassischen Schriftsteller, Reisen und Grabungen, während die eigentlichen ergiebigsten Quellen, die Literaturerzeugnisse der vorderasiatischen Völker selbst, hierbei schon hätten zu Worte kommen können, eine neue, umso interessantere Aufgabe. Auf den Originalquellen bauen sich im allgemeinen erst die Erkenntnisse der folgenden Kapitel auf, das sind 2. Geographie und Geologie, 3. die völkischen Elemente, 4. Geschichte und Chronologie, 5. Sprachen und Literatur, 6. Schrift, 7. Soziologie. Der 2. Teil enthält im 1. Kapitel allgemeine Bemerkungen über Kunst, im 2. Kapitel die Behandlung der Kunstgeschichte von Elam und vom alten Sumer.

Die folgende fast 30 Seiten umfassende Bibliographie, sehr übersichtlich nach den einzelnen Kapiteln angeordnet, ist nicht nur ein Wegweiser für den Leser, sondern zeigt zugleich die Werke an, die der Autor selbst benutzt hat. Die französische Literatur ist wohl fast vollständig gebucht, auch Einzelartikel aus Zeitschriften, und weist darauf hin, daß das Werk vornehmlich auf französische Leser eingestellt ist. Die gleiche Vollständigkeit ist auch auf dem Lieblingsgebiet des Autors, der syrisch-kleinasiatischen Archäologie, erreicht, auf andern Gebieten jedoch weniger; doch möchte man es gern sehen, wenn der Autor über die gesamte Literatur informiert hätte, besonders aus dem Grunde, weil C. selbst viele interessante Fragen und Probleme anschneidet.

Um nur einige Ergänzungen zu geben: S. 513 das Buch „Die sumerische Frage" von Weißbach, die dieser damit endgültig beantwortet hat; S. 516 die Arbeiten über Gesetz und Recht von Ungnad, Kohler, Koschaker, Lautner. Das Reallexikon der Vorgeschichte von Max Ebert (seit 1924) hat C. (S. 493) zwar summarisch zitiert, doch nur den Artikel von Friedrich (S. 511) über „Altkleinasiatische Sprachen" verwertet. Zu den vielen andern dort erschienenen Aufsätzen über die Kultur, Fundorte, Götterbilder, Glyptik, Symbole, Kunst, Entstehung der Keilschrift usw. nimmt C. keine Stellung, auch keine ablehnende. Ich greife das ausgedehnte Kapitel über Schrift (I,6) heraus (S. 194—266).

Hier ist z. B. die Erklärung des Symbols des Schreibergottes Nebo als Steinmeißel (s. 236) überholt durch meinen schon 1921 geführten Nachweis, („Babylonisches Schrifttum"), daß es sich um den Keischriftgriffel selbst handelt. Die Entwicklung der Tontafel, die systematische Entstehung der Keilschrift habe ich ebendort und zuletzt 1925 im Artikel „Keilschrift" in Eberts Reallexikon ausführlich behandelt und bin zu bestimmten Resultaten gekommen, die auch von Meißner in seinem Handbuch „Babylonien und Assyrien" I/II (1920/5) aufgenommen sind. Aber auch die neuen reichen Erkenntnisse dieses eben genannten Buches haben keinen Niederschlag bei C. gefunden. Die Schwierigkeiten der Probleme, die C. allein lösen will, bleiben natürlich sehr groß, und seine Klage (S. 214), daß die „Mentalität" der Sumerer und Semiten des 4. Jahrtausends von der unsrigen offenbar sehr verschieden sei, erscheint berechtigt. Der Aufklärung der antiken „Mentalität" bezw. des Kunststils (S. 355—393) habe ich ebenfalls, schon 1920 (AOTU II, 2 — 3) und später, vorgearbeitet. — Zur Entwicklung der Keilschrift bemerkt C. (S. 209), daß späte Inschriften (z. B. aus dem 18. Jahrhundert) so altertümlich geschrieben seien, daß sie die Illusion erweckten, als ob sie zu den ältesten Inschriften (um 3000) gehörten. Die Begründung dieser Behauptung von C. ist jedoch unhaltbar. C. vergleicht nämlich „eine Inschrift des ersten Kassitenkönigs Gandaš" (=Fig. 93, S. 153) „aus dem 18. Jahrhundert" und die Inschrift des Großkaufmanns Ur-Enlil aus Nippur (Fig. 92, S. 153 = OBI, I, 2, Nr. 94 = VAB I S. 158, Nr. 1). Die vermeintlich jüngere „Inschrift des Gandaš" ist aber der des Ur-Enlil gleichzeitig, da sie, wie Thureau-Dangin schon 1907 (VAB I. S. 156, Nr. 3) gesehen hat, von Lugalkigubnidudu von Uruk und Ur herrührt (um 3000 v. Chr.).

Ich begnüge mich, einige kleine Berichtigungen zu geben: Abb. 51 ist ein Kopf aus Kalkstein, nicht aus Diorit; Abb. 82 (Löwenjagd) befindet sich in Berlin, nicht in London. Die Behauptung (S. 39), daß die Antiken aus Assur größtenteils in Berlin seien, ist ein Irrtum; die Antiken sind gleichmäßig geteilt. Das Werk bringt auch einige neue Bilder, z. B. Abb. 48 (sumerischer Kopf), Abb. 71 (Relief des Kapara aus Tell Halaf), Abb. 78 (Relieffragment des Gudea), Abb. 138 (Relief aus Assur, Berggott mit Quellgöttinnen), Abb. 168, 169 (Steinvasen). In Abb. 130 (S. 213) bildet C. die Reliefstele aus Karkamiš in London ab, Göttin mit Spiegel und Spindel, über ihr das Symbol der geflügelten Sonnenscheibe. Die Bezeichnung „La Grande Déesse en déesse de fertilité" genügt nicht. Die Göttin ist nach dem Symbol die Sonnengottheit, die bei den Südsemiten (Südarabern) weiblich und nach Ausweis dieses Reliefs auch in Karkamiš weiblich war, bei den von mir hier angenommenen Aramäern, die nach den assyrischen und babylonischen Berichten

zwischen 1080 und 880 und später eine intensive Kulturmacht entwickelt haben. Da die hettitische Sonnengottheit männlich ist, so zeigt das wieder, daß man es in Karkamiš keinesfalls mit Hettitern zu tun hat (vgl. meinen Aufsatz in „Forschungen und Fortschritte" IV, Nr. 22/23 vom 1. August 1928, S. 226—28).

Die Schaffung eines Handbuchs der Vorderasiatischen Archäologie ist außerordentlich zu begrüßen. Das Material ist jedoch so ungeheuer groß und vielgestaltig, daß es einem einzelnen Gelehrten nur dann gelingen wird, ein wirkliches Handbuch zustande zu bringen, wenn er das gesamte internationale Wissen vollständig verarbeitet hat. Einen ersten Anfang machte das „Manuel d'Assyriologie" von C. Fossey (1904), das die Erforschung Vorderasiens, die Entzifferung der Keilinschriften und die Geschichte der Assyriologie bis 1904 in mustergültiger Weise, klar und sachlich referierend, gebracht hat und heute noch durchaus brauchbar ist. Eine ausgezeichnete Bibliographie und ein vorzüglicher Index erleichtern dies. Die Fortsetzung seines „Manuel" hat Fossey klug aufgeschoben und B. Meißner hat in seinem zweibändigen „Babylonien und Assyrien" das Kulturleben in Mesopotamien geschildert; es bildet somit eine willkommene Fortsetzung des Fossey'schen Handbuches. Im Handbuch von C. ist als wertvolle Ergänzung dazu die ausführliche Behandlung von Elam enthalten. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn der Autor in den folgenden Bänden nach Möglichkeit auch die neuesten Forschungen eingehend berücksichtigen möchte, und ich wünsche, daß ihm seine reiche Beschäftigung, die uns in den letzten Jahren zahlreiche wertvolle Editionen bescheert hat, dazu Zeit läßt. Auch ein Index wäre für ein Handbuch unumgänglich notwendig.

Frank, Carl: **Die altelamischen Steininschriften** (Drittes Jahrtausend v. Chr.). Ein neuer Beitrag zur Entzifferung. Berlin: Karl Curtius 1923. (32 S.) gr. 8°. RM 3—. Bespr. von F. W. König, Wien.

Unter den interessanten Funden, die die französischen Ausgrabungen in Susa zutage gefördert haben, befinden sich auch 9 Inschriften in einer eigentümlichen Strichschrift, die zuerst von Scheil in MDEP VI und IX und RA VII veröffentlicht wurden. Sämtliche Dokumente gehören einem Herrscher an, zwei enthalten auch einen akkadischen Text, dessen Zeichenformen auf die Zeit der Dynastie von Agade hinweisen. Als die ersten Inschriften bekannt wurden, hatte Bork in OLZ 1905 Sp. 323—330 einen Entzifferungsversuch unternommen, den er auf die gleichen Zeichen des im akkadischen Texte genannten Königs *BA-ŠA-Inšušinak* und des Titels „*patesi*" *Šusi* aufbaute; ein anderer Weg ist wohl auch kaum möglich. Frank hat über sämtliche Inschriften unter dem Titel „Zur Entzifferung der altelamischen Inschriften" in den Denkschriften der kgl. preuß. Akad. d. Wiss. Anhang 1912 gearbeitet (Über das Verhältnis dieser beiden Arbeiten zueinander s. OLZ 1913 Sp. 184f. und jetzt F. Bork, Die Strichinschriften von Susa, Leipzig 1924, S. 1 bis 3). F. legt in seiner neuen Arbeit das Ergebnis einer eingehenden Nachprüfung an Hand der Originale vor, hat eine Anzahl von Zeichen richtiggestellt und eine brauchbare Arbeitsunterlage geschaffen. Das Verständnis des akkadischen Textes der Statueninschrift (J) hat uns erst F. erschlossen. Dies die Verdienste.

Dagegen ist die „Entzifferung" vollkommen unbrauchbar, da der Verf. die Texte zwar elamisch lesen will, daher auch fallweise elamische Vokabeln einsetzt, wenn auch in Bedeutungen, in denen sie der Fachmann nur selten kennt, aber von elamischer Grammatik 1912 überhaupt nichts und 1923 fast nicht viel mehr weiß. Ich führe aus der Fülle der Fehler an: Die vorangestellte Anrufepartikel *e* („oh") (S. 6) wird von F. mit dem nachgestellten Pron. pers. der 3. Sg. *e* verwechselt; ein *šin Hallamtep* (S. 7) als „Statthalter der Elamer" ist — abgesehen von der Vokabelbedeutung — eine grammatische Unmöglichkeit; eine Bemerkung (S. 14) „*qilakpi* . . . ein Pl. des *k*-Themas (vgl. sing. *telak-ni, metki-ni*)" zeigt hoffnungslose Kenntnis vom elam. Verbum. Die Entzifferung ist also ein Rätselraten, ein Einsetzen beliebiger elamischer Vokabel; wie leichtsinnig der „Entzifferer" hier vorging, zeigt der Umstand, daß er nur wenige der 1912 „bestimmten" Lautwerte im Jahre 1923 aufrecht erhielt. Bei der Gleichförmigkeit der kurzen Texte — es gibt überhaupt nur 3 inhaltlich verschiedene Inschriften, die wieder den Titel nahezu gleich haben! — „stimmen" dann die neuen Lautwerte so gut wie die früheren.[1]

Nicht nur vor dem Entzifferungsversuche, der mit den untauglichsten Mitteln unternommen wurde, sondern auch vor den Wortbedeutungen muß eindringlichst gewarnt werden, weil sich bereits der Orientalistik fernstehende durch F. irre führen ließen; so schrieb z. B. Gunter Ipsen in den Indogerm. Forsch. 39 S. 232: „. . . ferner: el. čupar ist selten und spät überliefert, viel häufiger ist saḫi „Kupfer", das bereits . . . in den protoelamischen Inschriften erscheint (Frank 29)"; Ipsen folgert nun weiter,

---

1) So liest F. sein früheres *te*: jetzt *tep*, *im*: *ti*, *ja*: *ek*, *mi*: *ḫa*, *sa*: *lam*, *ḫi*: *me* usw.

daß saḫi das einheimische Wort für Kupfer und čupar erst spät aus siparru entlehnt sei. Die Bedeutung „Kupfer" für saḫi hat Frank erfunden; sahi heißt „Bronze" und F. liest jetzt statt sa-ḫi-ja: lam-me-ek!

Aufgefallen ist mir als recht sonderbar, daß F. (S. 5) den Friedensvertrag des elamischen Königs mit NarāmSin (MDEP XI Nr. LXXXVIII = CIE I. Nr. 3) noch immer von NarāmSin geschrieben sein läßt; mit dieser haltlosen Behauptung hatte F. auch Ed. Meyer irregeleitet, der G. d. A. 3 I. § 402a Anm. sogar von der „elamischen Inschrift NarāmSins" spricht; das von Ed. Meyer a. a. O. § 392 geäußerte Werturteil über die „gelungene Entzifferung" der Strichinschriften durch F. vermag natürlich keinen Kenner des Elamischen zu täuschen.

Tatian: Diatessaron. Aus dem Arabischen übersetzt von Erwin Preuschen. Mit einer einleit. Abhandlung u. textkrit. Anmerkungen hrsg. von August Pott. Unter Beihilfe der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Heidelberg: Carl Winter 1926. (IX, 241 S.) gr. 8°. RM 16—. Bespr. von P. Kahle, Bonn.

Erwin Preuschen hat mir einmal in Gießen von seinen Arbeiten über Tatians Diatessaron berichtet und davon gesprochen, daß er eine Übersetzung des arabischen Textes des Tatian für sich angefertigt habe. Er fragte mich damals, ob ich wohl bereit sei, mit ihm diese Übersetzung durchzuarbeiten. Der Tod von Preuschen hat diesen Plan nicht zur Ausführung kommen lassen. Ich führe das hier ausdrücklich an, um darauf hinzuweisen, daß Preuschen selber es lebhaft empfand, daß die von ihm angefertigte Übersetzung alles andere als endgültig war. Es war ein besonderes Verhängnis, daß man diese Übersetzung aus Preuschens Nachlaß weitergab, ehe man sich durch einen Fachmann — und als solcher konnte doch wohl nur jemand in Frage kommen, der Arabisch versteht — ein Urteil über sie hatte geben lassen. Und August Pott in Königsberg, der ihre Herausgabe in die Wege leitete, das Erscheinen der fertigen Arbeit aber auch nicht mehr erleben sollte, stand dem Arabischen vollkommen fern. Er hatte zwar auch gemerkt, daß die Übersetzung nicht allen Ansprüchen genügte, aber über das Maß der Unvollkommenheit dieser Übersetzung ist er sich nicht klar geworden, und darüber hat ihn gewiß auch der von ihm zu Rate gezogene Orientalist Dr. Kuhr nicht genügend aufklären können, vermutlich weil Pott ihn immer nur über einzelne Punkte, nicht über die Übersetzung als Ganzes befragte.

Man könnte zunächst die Frage aufwerfen, ob es überhaupt nötig war, von diesem arabischen Text eine deutsche Übersetzung anzufertigen, nachdem von ihm eine im großen und ganzen zutreffende lateinische und zwei englische, darunter eine relativ gute, existierten. Mit einer bloßen Übersetzung dieses Textes ist doch wohl niemandem recht gedient. Zweifellos geht der arabische Tatian auf eine syrische Vorlage zurück. Wo diese Vorlage mit der Peschitta übereinstimmt — und das ist in weitem Umfange der Fall — ist die arabische Übersetzung durch diesen Zusammenfall methodisch entwertet; denn hier muß man immer damit rechnen, daß die syrische Vorlage nach der geläufigen Bibelübersetzung korrigiert worden ist. Wirklich wichtig wird der arabische Text erst da, wo seine syrische Vorlage von der Peschitta abwich. Wer diese Stellen heraussuchen und mit aller Akribie bearbeiten würde, würde sich unzweifelhaft ein hervorragendes Verdienst um die Kritik und die Geschichte des neutestamentlichen Textes erwerben. Es steckt in diesem arabischen Text ganz zweifellos sehr viel echter Tatian. Aber den kann man doch nur durch sehr sorgfältige und exakte Mitberücksichtigung von Peschitta und Vetus Syra herausbekommen. Daß eine solche Arbeit nur von jemandem geleistet werden kann, der das Arabische und Syrische sicher beherrscht, liegt auf der Hand. Man könnte es sich auch sehr wohl denken, daß ein solcher eine neue Übersetzung des arabischen Tatians anfertigte, aber die müßte dann gleich das Ergebnis dieser angestellten Untersuchungen in sich enthalten. Sie müßte etwa durch abweichenden Druck in jedem Falle andeuten, wo wir mit gewisser Sicherheit echten Tatiantext haben, wo Einfluß der Peschitta oder anderer Einfluß vorliegt. Eine solche kritische Übersetzung, die aber in Anbetracht der Kompliziertheit der Probleme doch wohl nur das Ergebnis einer jahrelangen intensiven Beschäftigung mit diesem Texte sein könnte, wäre gewiß von höchstem Werte und könnte auch solchen neutestamentlichen Textkritikern, denen das Arabische und Syrische fern liegt, einen wirklichen bedeutsamen Dienst leisten.

Gewiß sollte die von Preuschen vorgenommene Übersetzung auch nur der Ausgangspunkt für solche weiteren Untersuchungen sein. Aber jedem, der auch nur eine Ahnung hat von den Problemen, die hier auf Schritt und Tritt begegnen, muß der Gedanke, solche Untersuchungen an der Hand einer Übersetzung, und wäre sie noch so vollkommen, vorzunehmen, einfach grotesk erscheinen. Die hier vorgelegte Übersetzung ist nun aber — das muß ich leider mit allem Nachdruck hervorheben — vollkommen unzulänglich und wird den des Arabischen und

Syrischen Unkundigen, der sie etwa benutzen wollte, auf Schritt und Tritt in die Irre führen. Ich brauche die Unzulänglichkeit dieser Übersetzung im einzelnen kaum zu belegen. Ein Vergleich mit dem arabischen Original, oder auch bloß mit der sehr viel korrekteren lateinischen Übersetzung von Ciasca, wird es jedem sofort klar machen. Ein paar Beispiele, die ich absichtlich aus wenigen Versen vom Anfang des Lukas-Evangeliums herausnehme, mögen immerhin die Ungenauigkeit dieser Übersetzung erläutern.

1,18 „und ich bin alt" l.: „wo ich doch alt bin"; 1,15 ist der ḥâl-Satz richtig übersetzt.

1,21 „Und es war das Volk stehend, erwartend" *qā'iman jantazir* also „stehend, indem es erwartete" — „es wunderte sich über sein Bleiben" l.: „es war ratlos ob seiner Verzögerung".

1,23 „zu seinem Losament" (?) l.: „zu seiner Wohnung" *(manzil)*.

1,25 „vor den Menschenkindern" ar: *min baina-nnâsi*!

1,26 „(nach Galiläa), in die Stadt, ihr Name (ist) Nazareth". Galiläa steht da, ist also nicht einzuklammern, l.: „in eine Stadt mit Namen N.", („deren Name N. ist", Relativsatz ohne Relativum verkannt).

1,27 „mit einem Manne, sein Name (war) Joseph" l.: „namens Joseph".

1,28 „o du erfüllte mit Gnade" l.: „o du von der Gnade erfüllte".

1,29 „erschrak sie über das Wort" l.: „war sie beunruhigt über sein Wort".

1,34 „Wie wird mir dies sein" l.: „Woher soll mir dies sein", die Variante erklärt sich durch das Syr., wo offenbar statt اِمتا „wie" gelesen wurde اِمتا „wo". Vgl. Luc. 22, 35, S. 209, wo übersetzt ist „Wann habe ich euch gesandt ohne Geldbeutel . . .; hat euch vielleicht etwas gefehlt?", während es heißen muß: „Wohin ich euch gesandt habe . . . hat euch da etwas gefehlt?". (Hier hat man im Syr. statt ܟܕ „wann" offenbar ܐܝܟܐ „wo, wohin" gelesen Baumstark).

1,35 „die Kraft des Höchsten wird herabsteigen auf dich" l.: „. . . wird ruhen auf dir"; „das Geborene von dir" l.: „der von dir geboren wird, werden soll".

1,36 „hat auch einen Sohn empfangen" l.: „ist auch schwanger mit einem Sohne".

1,44 „in meine Ohren" l.: „in mein Ohr"; „freute sich in großer Freude" ar.: ibtahağ bisurûr ʿaẓîm, also Verb und Substantiv nicht vom gleichen Stamm, etwa „jauchzte in gr. Fr.". In Peš und VS steht hier wie in Vs 41 ‌ ‌ „hüpfte".

1,46, 47 „es preise . . . jauchze" l.: „es preist . . . jauchzt". Der Optativ ist nach Ausweis des Syr., wo das Particip steht, auch an der ersten Stelle nicht möglich, an der zweiten ist er ganz undenkbar.

1,47 „Erlöser", im Syr. und Ar. „Lebendigmacher". Man sollte diese sem. Auffassung des griech. σωτηρ in einer genauen Übersetzung nicht verwischen.

1,48 „welcher hingesehn hat auf die Niedrigkeit" l.: „. . . gesehn hat auf das sich Erniedrigen . . .", was vielleicht durch Peš beeinflußt ist.

Ich glaube, diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, wie verhängnisvoll es sein könnte, wenn ein des Arabischen und Syrischen unkundiger Neutestamentler es unternehmen wollte, auf Grund von dieser Übersetzung Textkritik zu treiben. Preuschen war eben im Arabischen offenbar ganz Autodidakt und hatte die ganz richtige Empfindung, daß er allein gar nicht imstande war, die Bedeutung des arabischen Textes so scharf zu erfassen, wie es für Zwecke der Textkritik ganz unumgänglich notwendig ist. Und Pott, der Herausgeber und Bearbeiter, hat es unterlassen, sich über diese Tatsache Klarheit zu verschaffen.

Man wundert sich überhaupt etwas, daß diesem neutestamentlichen Textkritiker das eigentliche Problem des arabischen Tatian nicht recht aufgegangen ist. Die von Pott verfaßte Einleitung mutet aber in der ganzen Fragestellung heute, da das Tatian-Problem durch die Arbeiten von Plooij in ein ganz neues Licht getreten ist und ein besonderer „Bezan-Club" gegründet worden ist, der diesen Problemen mit gründlichster Sachkenntnis und weit ausgebreiteten sprachlichen Voraussetzungen nachgeht, als reichlich überholt an.

Die Heidelberger Akademie hatte einige Jahre zuvor eine Vorstudie Preuschens in ihren Sitzungsberichten veröffentlicht. Es war gewiß ein Akt der Pietät, der sie bewog, nach des Verfassers Tode einer weiteren Arbeit von ihm zu Tatians Diatessaron zum Erscheinen zu verhelfen, und diese Übersetzung sollte ja nur die Voraussetzung für eine größere Arbeit sein. Aber man ist hier doch wohl nicht mit der erforderlichen Vorsicht vorgegangen und hat Fachleute nicht zeitig genug und nicht in genügendem Maße herangezogen.

Zellinger, Johannes: **Bad und Bäder in der altchristlichen Kirche.** Eine Studie über Christentum und Antike. München: Max Huber 1928. (VII, 136 S.) 8°. RM 4.50; geb. 6 —. Bespr. von Kurt Galling, Berlin.

In sechs Abschnitten: „Das Bad im Dienste der Reinlichkeit und Hygiene, Balnea mixta (warum lateinisch?), das Bad unter dem Einfluß des östlichen Mönchtums, das Bad in den abendländischen Klöstern, Zeitweilige Bäderenthaltung, Religiöse und abergläubische Bäder" bietet der Verfasser eine Auslese von Kirchenväterzitaten und Aussagen „heidnischer" Autoren über das Baden. Gleichwohl ist diese Aneinanderreihung (und Kontrastierung) nicht eine Studie über Christentum und Antike geworden. Die Zitatsammlung hätte zu grundsätzlicher Beurteilung einerseits stark gekürzt, andererseits in größeren Zusammenhang gestellt werden müssen. Der Stil ist vielfach gekünstelt und feuilletonistisch, dafür nur ein Beispiel: „Auch Plotin (gest. um 270 n. Chr.), der eigentliche Begründer der neuplatonischen Schule, in welcher die antike Askese ihre geistigste (sic!) Höhe erreichte, verzichtete auf Bäder und begnügte sich mit kalten Abreibungen. Und auch diese Pflege des Körpers gab er auf, als seine Masseure von der Pest hinweggerafft wurden". (S. 65). Das Ganze hat nur als Materialsammlung Wert.

Gotthell, Richard, and William H. **Worrell: Fragments from the Cairo Genizah in the Freer Collection.** New York: The Macmillan Company 1927. (XXXI, 273 S.) gr. 8°. Bespr. von A. S. Dörfler, Berlin.

Unser Wissen um die Geschichte der morgenländischen Judenheit wird immer wieder durch die Herausgabe der Genizadokumente erweitert. Außer den hebräischen und aramäischen Teilen sind bis jetzt nur wenige arabische Fragmente erschienen. Vorliegende Sammlung zeichnet sich dadurch aus, daß die meisten in ihr enthaltenen Fragmente in arabischer Sprache abgefaßt sind. Unter den fünfzig Fragmenten sind vorwiegend Briefe, Gerichts- und Handelsdokumente, welche sich über die Zeit von 1000—1500 n. Chr. erstrecken. Wir gewinnen aus ihnen ein Bild von den inneren Zuständen der ägyptisch-palästinischen Judenheit.

Wir haben hier manche der ältesten Dokumente des gesprochenen ägyptisch-arabischen Dialekts. (Fragm. 28, 30.) Manche Redewendungen sind in unseren Lexicis nicht zu finden. Einige Ausdrücke haben im Munde dieser Menschen einen anderen Sinn (vgl. Introduct. XVIII ff.). — Für die Geschichte des hebräischen Briefstils sind unter anderem die Fragm. Nr. 50 zu beachten. — Aus Fragm. 50 erfahren wir von den unhaltbaren Zuständen, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. in der Gemeinde Safed herrschten. — Einen Einblick in die Hochschulverhältnisse in Palästina gewährt der Vertrag zwischen den streitenden Parteien an der Akademie zu ar-Ramla im Jahre 1043 (Fragm. 43). — Fragm. 47 erzählt Einzelheiten von dem damaligen Hauptkarawanenweg Damaskus—Cairo (1067). Das Räuberwesen macht die Wege unsicher und die Bevölkerung der Ortschaft Ḳaṭja flieht wegen Zwangsarbeiten. Die Muslims reißen eine Synagoge(?) ein, weil sie zu nahe der Moschee steht. — Viele Fragmente erwähnen Einzelheiten aus dem Familienleben über Vermählung, Scheidung usw. (Fragm. 40, 45); besonders interessant ist der Teil eines „Notizbuches eines Heiratsvermittlers", worin die Einzelheiten des Paraphernalgutes der Braut aufgezählt werden. — Durch Fragm. 9 erfahren wir von dem ausgedehnten Handel, den die ägyptischen Juden getrieben haben, und der sich über Südarabien bis nach Indien und Ceylon erstreckt hat (1150?).

Erwähnung verdient noch Fragm. 44, welches Excerpte aus beiden Talmuden und aus dem משנה תורה des Maimonides enthält. Es stammt aus einer unbekannten Sammlung religiöser Entscheidungen und bietet vom rezipierten Talmudtext abweichende Lesarten, die noch näher untersucht werden müßten. Die Meinung der Herausgeber, daß der Text aus einer frühen nordafrikanischen Talmudrezension stamme, muß noch näher geprüft werden.

Alle Handschriften sind auch im Faksimile wiedergegeben, so daß man die Entzifferung der Herausgeber nachprüfen kann. Den Fragmenten ist eine englische Übersetzung mit Anmerkungen beigegeben. Manche Stelle müßte anders übersetzt werden, manche Anmerkung ist sachlich falsch, aber für denjenigen Leserkreis, für den diese Ausgabe bestimmt ist, bedeuten diese Einzelheiten nicht viel, da sie doch von jedem in diese Literatur Eingeweihten bemerkt werden.

Wir wollen nur einige Beispiele erwähnen: S. 4, Z. 14, ferner ibid. Z. 23 במנא דכשר (vgl. dazu b. Baba Mez. 47a unt.) S. 84, Z. 3 אמון bezieht sich nicht auf Ägypten (Anm. 4), sondern im Zusammenhang mit דת ist es entweder auf Moses zu deuten und steht statt אמן (Nu. 11, 12) oder pleonastisch für die Thora (vgl. Bereschit Rabba Cap. 1 Anf.). S. 90, Z. 9 Übers. und Anm. שחה ist unmöglich Aramaismus (ה am Ende!), sondern nach Ps. 8, 7 zu deuten. S. 254, Z. 97 והערחת; ich lese ganz deutlich in der beigegebenen Photogr. והטרחת, danach ist die Übersetzung zu berichtigen und damit fällt auch die Anmerkung 32 ibid. fort.

Im großen und ganzen ist die Übersetzung als gelungen zu betrachten, zumal die des arabischen Teiles. Wer mit vulgärarabischen Texten in hebräischer Transkription zu tun hatte, weiß, was für Schwierigkeiten diese dem Leser bereiten. Die Interpretation der Texte ist bis auf geringe Einzelheiten einleuchtend.

Als besonders gelungen ist die Einleitung zu betrachten, die in mehreren Abschnitten alles Wissenswerte, das wir aus diesen Fragmenten herauslesen können, in sprach-, kultur- und sozialgeschichtlicher Hinsicht zusammenfassend darstellt. Wir nehmen diese Arbeit dankend entgegen und buchen sie als einen wertvollen Beitrag zur jüdischen Geschichte aus den Genizaschätzen.

Scholem, Dr. G.: **Qabbālōt Rabbī Jā'qōb we Rabbī Jiṣḥāq.** Jerusalem: Hebrew University 1927. (131 S.) 4°. = Untersuchungen zur älteren Geschichte der Kabbala. = Schriften der hebräischen Universität Jerusalem, Heft 2 der Beiträge zur Wissenschaft des Judentums. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Über das Brüderpaar Rabbi Jakob u. R. Isaak Ha-Kohen, zwei spanische Kabbalisten vom Ausgang des 13. Jahrhunderts, erfuhr man bisher aus den Notizen in Jellinek's „Beiträgen zur Geschichte der Kabbala" II, 49 u. denen Steinschneider's in der „Hebr. Bibliogr." XVII, 36 (1877) einiges wenige; noch weniger freilich bei Wolf, Bibl. Hebr. III, 511. Daher stammt wohl das dürftige biographische u. literaturgeschichtliche Material in der „Jew. Encycl." VI, 624f. u. VII, 33.

Die vorliegende gründliche u. methodisch sicher geführte Untersuchung handelt im 1. Teil in 8 Abschnitten (S. 6—58) von dem Zeitalter der beiden Kabbalisten u. von den Nachrichten über ihr Leben. Im 2. Teil (S. 59—146) werden die mit ihren Namen in Verbindung gebrachten Schriften in gereinigtem Texte mit kritischem Apparat und Anmerkungen vorgelegt, an erster Stelle die beiden bekannteren Werke, der Pherusch ha-Otijjoth u. die Tefilla noraah des R. Jakob. Ein sorgfältiges Sachregister erhöht

den Wert dieser gediegenen Untersuchung, mit der der um die Erforschung der Kabbala verdiente Gelehrte einen neuen Beweis seiner wissenschaftlichen Kompetenz auf diesem schwierigsten Gebiete der religiösen Metaphysik u. Mystik gegeben hat.

[Dinaburg, A., und A. Jaari:] הספרות היפה בעברית. רשימת הספרים הנמצאים בבית הספרים Jerusalem 1927. (VIII, 330 S.) 3 sh. Bespr. von G. Weil, Charlottenburg.

Der vorliegende Katalog gibt eine Übersicht über die schöne Literatur in hebräischer Sprache — Originalwerke und Übersetzungen —, angefangen von dem Gedichtbuch des Mystikers Mosche Chajim Luzzatto aus dem Jahre 1729 bis auf den heutigen Tag, und nennt nicht nur die in der Nationalbibliothek in Jerusalem vorhandenen Bücher, sondern auch alle dort als Desiderata bekannten Titel. Die Geschichte der neuhebräischen Literatur ist bisher noch sehr wenig erforscht; der einzige für dieses Gebiet existierende Lehrstuhl an der Universität Jerusalem ist auch erst vor zwei Jahren errichtet worden. Die neu hergestellte bibliographische Zusammenstellung, die auf 330 Seiten die stattliche Zahl von 3386 Titeln vereinigt, kann daher für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, das erste Handbuch der schönen Literatur in hebräischer Sprache zu sein, das einen geschlossenen Überblick über die gesamte literarische Produktion der letzten 200 Jahre gibt. Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß nur die als Einzelbücher erschienenen literarischen Erzeugnisse aufgenommen worden sind; eine vollständige Bibliographie müßte natürlich auch die zahlreichen, in Zeitschriften und Sammelwerken zerstreuten Werke aufführen.

Der Katalog ist folgendermaßen gegliedert: den beiden allgemeinen Teilen, die die Gesammelten Werke sowie die Titel der literarischen Zeitschriften und Sammelwerke aufzählen, folgen als Hauptpartien des Buches die Bibliographien der Gedichte, der Dramen und der Erzählungen in Prosa, während die Werke über literarische Kritik und die ausdrücklich für Kinder bestimmten Bücher an den Schluß gesetzt sind. Zwei alphabetische Register, das eine nach Autoren, das andere nach Titeln geordnet, erleichtern nicht nur das Nachschlagen, sondern geben ein anschauliches Bild von der literarischen Produktion der verschiedenen Schriftsteller; mit ihrer Hilfe ist es z. B. auch ohne weiteres möglich festzustellen, welche Werke der Weltliteratur und wie oft sie ins Hebräische übersetzt worden sind.

Der vorliegende Katalog ist kein Buch, das man liest und das begeistert; er gehört zu den Büchern, die man, wenn man über dieses Gebiet arbeitet, benutzen muß und die sich im Gebrauch bewähren. Die Universitätsbibliothek in Jerusalem und die beiden hauptsächlichen Mitarbeiter an diesem Werke — A. Dinaburg und A. Jaari — haben sich dadurch, daß sie einmal den Anfang mit einer bibliographischen Zusammenstellung der neuhebräischen schönen Literatur gemacht haben, ein großes Verdienst erworben.

Bordeaux, Henry: **Voyageurs d'Orient.** I: Des Pèlerins aux Méharistes de Palmyre. (II, 295 S.) II: Lamartine, Michaud, Barrès. (IV, 257 S.) 8°. Paris: Librairie Plon 1926. Je 12 Fr. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

Seit dem tiefschürfenden Buche von H. Omont, „Missions archéologiques françaises en Orient aux XVIIe et XVIIIe siècles" (Paris 1902) hat man sich in Frankreich immer eifriger mit den zahlreichen französischen Reisenden beschäftigt, die im Laufe der Jahrhunderte den Orient besucht haben. Dabei verfolgte man nicht nur wissenschaftliche Ziele, indem man in sehr dankenswerter Weise die Geschichte der Forschung klarstellte, sondern auch politische, weil man der Meinung war, durch diese Reisen und die mit ihnen verbundenen Einflüsse Frankreichs auf Westasien gewissermaßen das heute bestehende Mandat über Syrien rechtlich begründet zu haben. Auch durch die zwei Bände von Bordeaux, die sich an einen weiteren Leserkreis wenden, ziehen sich diese beiden Gedankenreihen hindurch (vgl. I S. 99). Daß sich ihm, dem vielgelesenen Romanschriftsteller, der Bericht immer wieder zu einem spannenden Roman mit wunderbar treffenden, in wenig Worten gegebenen Charakterbildern gestaltet, ist begreiflich. Immerhin steckt in den glänzend geschriebenen Studien, deren Entstehung aus Zeitschriftenaufsätzen hier und da nicht zu verkennen ist, eine ansehnliche Menge wissenschaftlicher Arbeit, die an vielen Stellen Neues bietet (z. B. über die französischen Konsuln der Levante, Guillaume Rey, Gérard de Nerval, Prinzessin Belgiojoso, Lamartine u. a.), oft nach vergessenen Büchern oder bisher ungedruckten und unbekannten Aktenstücken. Mit großem Geschick hat der Verf. eigene Beobachtungen auf seiner Reise im Jahre 1922 in die Darstellung verwoben. Leider vermindern die unbilligen und unbegründeten Ausfälle gegen Deutschland (I S. 216, 229, 283) den Wert der Arbeit und die Freude daran.

Druckfehler sind nicht selten; Verweise sind gelegentlich in zu knapper Form gegeben. Papier und Ausstattung des zur Besprechung vorgelegten Exemplares sind — ich nehme an, ohne Wissen des Verfassers — so minderwertig, daß man mit gemischten Gefühlen am Anfange des 1. Bandes die Angaben über die Originalausgaben und die nummerierten Exemplare liest oder an die vorbildliche Art der Engländer und Amerikaner denkt, die fast immer gebundene Bücher den Kritikern anbieten.

Ferrando, Daniel Martínez: **Ciudades Islámicas.** Peregrinación Sentimental por Turquía, Siria, y el norte Africano. Barcelona: Editorial Cervantes o. J. (458 S.) 8°. Bespr. von P. Schwarz, Leipzig.

Ein Dichter schildert hier seine Reiseeindrücke; Konstantinopel, Smyrna, Beirut, Ba'albek, Damascus,

Alexandrien, Cairo, Tunis, Bizerta, Constantine, Algier ziehen am Auge des Lesers vorüber. Eigenartige Schönheit der Sprache und bildhafte Anschaulichkeit der Darstellung zeichnet die Schilderungen der Landschaften und Städte aus. Wer Valencia seine Heimat nennt und auf Mallorca seinen Wohnsitz hat, ist gegen Überschätzung südlicher Landschaft gesichert; um so wertvoller ist Lob aus solchem Munde.

Das Volksleben der Gegenwart mustert der Verfasser mit scharfem Blick, der Politiker wie der Volkswirt wird manche Anregung aus seinen Beobachtungen schöpfen. Für die Freunde der arabischen Literatur bietet der Verfasser noch eine besondere Gabe, die stete Hervorhebung der Beziehungen zwischen Spanien und den Ländern des Islams. Ähnliche Vergleiche mögen sich den arabischen Pilgern des Mittelalters, die vom Westen nach der Heimat ihrer Ahnen zogen, aufgedrängt haben.

Giesl, Baron Wladimir: **Zwei Jahrzehnte im nahen Orient.** Aufzeichnungen des Generals der Kavallerie Baron Wladimir Giesl. Herausgegeben von Generalmajor Ritter V. Steinitz. Berlin: Verlag für Kulturpolitik 1927. (331 S.) gr. 8°. RM 10—; geb. 12—. Bespr. von F. Giese, Breslau.

Ein vom Glück Begünstigter erzählt seine Erinnerungen, die vom Jahre 1894, da er als österreichischer Militärattaché nach Konstantinopel kam, über den Gesandtenposten in Belgrad, als der Weltkrieg ausbrach, bis zum Zusammenbruch der österreichischen Monarchie führen. Es gibt wohl wenig wichtige Ereignisse der Balkanpolitik innerhalb dieses Zeitraumes, an denen der Verf. nicht teilgenommen hat. Ob diese Erinnerungen irgend etwas Neues für die Zeitgeschichte bringen, kann ich nicht beurteilen. Unsere Kenntnis der Türkei Abdul Hamids und der Zeit danach bis zum Weltkrieg vertiefen sie jedenfalls nicht, aber der Verf. hat sich bemüht, diese Zeit zu verstehen und sie uns interessant und nett zu erzählen, so daß auch derjenige, der sie persönlich miterlebt hat, gern das Buch zur Hand nimmt und die Ereignisse noch einmal vor seinen Augen vorüberziehen läßt. Daß der Verf. die Dinge vom Standpunkte des österreichischen Offiziers — bisweilen recht einseitig und für den Nichtösterreicher nicht gerade erfreulich — ansieht, soll ihm nicht übelgenommen werden, denn in seiner Stellung konnte er nicht anders, und es spricht eher für ihn, daß er diese Stellen nachher nicht weggelassen hat.

Wiener, Dr. Alfred: **Kritische Reise durch Palästina.** Berlin: Philo-Verlag 1927. (156 S., 13 Ktn. u. Zeichn.) gr. 8°. = Jüdische Siedlung und Wirtschaft I. RM 2.40; geb. 3.40. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin.

Über Palästina und die dortige nationaljüdische Bewegung ist eine Fülle von Literatur erschienen; aber die meisten Publikationen sind infolge ihrer tendenziösen Einstellung ebenso wenig wie die großzügige das Ungünstige verschweigende Propaganda geeignet, ein richtiges Bild zu ergeben. Auch Felix Salten, der eigens eine Informationsreise unternahm und seine Eindrücke in dem glänzend geschriebenen Buch „Neue Menschen auf alter Erde" (1926) niedergelegt hat, sieht zu sehr mit den Augen des Dichters und läßt die nötige Kritik und Nüchternheit vermissen. So ist es mit Dank zu begrüßen, daß Wiener, der durch wiederholte Reisen mit den dortigen Verhältnissen nicht unbekannt ist, und der zu Studienzwecken im Jahre 1926 aufs neue Palästina durchforscht hat, von dem sichtlichen Streben geleitet ist, ein möglichst sachliches und objektives Bild vom Lande und der jüdischen Bevölkerung zu gewinnen. In klarer und durch vergleichende Skizzen recht anschaulicher Form wird zunächst eine Grundlage für das Verständnis Palästinas auf statistischem Wege geschaffen. Die Juden machen nur 17,81% der dortigen Gesamtbevölkerung aus; aber nur ein Fünftel davon sitzt auf dem Lande, während die große Masse sich in den Städten zusammenballt. Der jüdische Landbesitz umfaßt nur ein Neuntel des gesamten kulturfähigen Bodens Palästinas, also nur 40 qkm mehr als das Gebiet Groß-Berlin. Aus der bunten Mannigfaltigkeit der jüdischen Siedlungsformen werden besonders behandelt die Kwuzoth, die auf kommunistisch-sozialistischer Grundlage[1] errichtet sind; über diese Siedlungen ist ein abschließendes Urteil naturgemäß noch nicht möglich. Der Herr Verf. verkennt keineswegs ihren hohen Idealismus; aber er verschließt sich auch nicht den Gefahren, die die jüdische Siedlungsarbeit bedrohen. Es sind dies nach W. einmal die fehlende Liebe zum Inventar, die das Bestehende nicht in Stand zu halten weiß; dann die Arbeiterfrage, die zu einer Unrentabilität führt, da man zu gunsten der jüdischen Arbeiter die billigeren und durch ihre Gewöhnung an das Klima auch leistungsfähigeren arabischen Arbeitskräfte zu eliminieren sucht; und drittens die Überspannung des Nationalismus, der in seinem Streben, eine einheitliche hebräische Kultur zu schaffen, der Wirklichkeit in ihrer Mannigfaltigkeit zu wenig Rechnung trägt. Auch über Wirtschaft, arabische und englische Frage finden sich gleichfalls recht beachtenswerte Bemerkungen, deren Beherzigung der jüdischen Bewegung nur zum Vorteil gereichen, andererseits aber auch eine richtigere Einstellung den arabischen Belangen gegenüber anbahnen würde. Die Quellen, auf welche W. sich neben der einschlägigen Literatur stützt, sind: 1. der Besuch der wesentlichen jüdischen Siedlungen und Städte (Jerusalem, Tell-Aviv und Haifa), 2. Rücksprachen mit maßgebenden Persönlichkeiten Palästinas, und zwar aller Richtungen und 3. Gespräche mit den Einheimischen

---

1) Bei der Korrektur lese ich soeben im „Evgl. Deutschld." Nr. 32 S. 258 unter der Überschrift: „Der Zionismus am Wendepunkt" von neuen Beratungen darüber auf Grund einer Denkschrift der Joint Palestine Survey Commission, wonach die Bildung von Privateigentum begünstigt werden soll.

(Chaluzim). Das ganze war ursprünglich nur als ein Vorbericht gedacht, den W. gleich nach seiner Rückkehr dem Vorstand des Zentral-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens erstattete. Daß der Verf. diesen Vorbericht zu der vorliegenden nüchternen und sachlichen „Kritischen Reise" erweitert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat, verpflichtet uns zu besonderem Dank.

Löw, Immanuel: **Die Flora der Juden.** I. Zweite Hälfte: Convolvulaceae — Graminaceae. Wien: R. Löwit 1928. (XIV, S. 449—807.) gr. 8°. = Veröffentl. d. Alexander Kohut Memorial Foundation. Bd. IV. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Mit der vorliegenden zweiten Hälfte des ersten Bandes ist nunmehr die Darstellung der Pflanzenfamilien in 3 Bänden von zusammen fast 1900 Seiten abgeschlossen. Als Band IV wird noch ein zusammenfassender Rückblick auf die Ergebnisse des ganzen Werkes mit Ergänzungen, Berichtigungen und reichhaltigen Indices hoffentlich noch vor Jahresschluß erscheinen. Erst dann wird eine gebührende Würdigung der großen Gesamtleistung Löw's möglich sein. So seien nachstehend nur wie bei der Anzeige der früheren Bände[1] einige besonders wichtige Resultate des neuen Bandes mitgeteilt.

459 Z. 3 פרגיא של פשתן (j Taanit III 66d 23) ist פדגרא של פשתן zu lesen = ποδάγρα λίνου. — 577 Z. 4 v. u. In Jes. 19_7 על פי יאור steckt עלפי *'olefi* der Name der Cymodocea. — 581 Z. 15 חציר als Bezeichnung einer Wasserpflanze liegt im AT an folgenden Stellen vor: Jes. 35_7 חציר לקנה וגמא Jes. 44_4 וצמחו בבין חציר (par. כערבים). Ps. 10_8 ישב במארב חצרים. — 599 Z. 8 Das von Maimuni als Erklärung für M. Šebi'it 8_8 נץ החלב gebotene מחלב ist verlesen aus סחלב, wie heute in Palästina das Knabenkraut, Orchis heißt. Mit Recht weist Löw darauf hin, daß Maimuni arabisch mit hebräischen Buchstaben schrieb, so daß ס und מ leicht verwechselt werden konnten. — 604/5 syr. ܚܠܒܐ „Wolfsmilch" gehört zu נטף „tropfen", das — laut Mitteilung von Joseph Horovitz — nach dem *Lisān* vom Schweiß und von dem aus der Wunde herauströpfelnden Blute oder dem aus dem Auge oder von einem Steine allmählich fallenden Tropfen gebraucht wird. — 625 Z. 12 v. u. Der im rabbinischen Schrifttum wiederholt vorkommende Baumname סנדין (var. סנדין) ist identisch mit syr. ܣܢܕܝܢ akk. *sindu*. — 645 Z. 5 v. u. Num. 24_6 אהלים bedeutet wie in der Mischna „Eiskrautrasen". — 705 ff. Nachweis, daß das in der Tosiphta wiederholt belegte קרמית den Schwaden bezeichnet und schon Sir. 40_{16} vorliegt, wo כקרמית על גפת מים zu lesen ist. — 7_{17} Z. 8 עריסה bedeutet im AT, wie noch der Sifrē richtig erklärt, das „Eingerührte", (der Teig). Das Verbum ערס ist wiederholt im Neuhebräischen für „einrühren" belegt.

---

1) OLZ 1924, 460 ff. 1925, 678 ff. 1927, 683 ff.

Lammens, Henri: **Les Sanctuaires préislamites dans l'Arabie Occidentale.** Beyrouth: Imprimerie Catholique 1926. (137 S.) gr. 8°. = Mélanges de l'Université Saint-Joseph Beyrouth (Grand Liban) XI, 2. Bespr. von R. Hartmann, Heidelberg.

Die vorliegende Arbeit von Lammens ist wieder einer seiner geistreichen glänzenden Beiträge zur Sīra-Forschung. Verf. stellt voran, daß die orthodoxe islamische Theorie zur Zeit der Berufung Muḥammeds nur einen Meśǧid in Arabien anerkennt, das Heiligtum der Ka'ba in Mekka (S. 44)[1], wie er selbst auch als Aufgabe einer folgerichtigen Entwicklung des Islam die Herstellung der „unité de sanctuaire et de liturgie" ansieht (S. 167 u. 169).

Wie war dem gegenüber die Wirklichkeit? Lammens geht von der Verwendung des Plurals Masāǧid im Qor'ān aus, um zu zeigen, daß Muḥammed eine Vielheit von Meśǧid's (das Wort — vielfach gleichbedeutend mit Meǧlis — bezeichnet eine Örtlichkeit, kein Gebäude), ja alle heidnischen Heiligtümer anerkannte und für Allāh reklamierte. Unter der Voraussetzung einer „intention intérieure et attitude décente" erlaubte er seinen Anhängern die Teilnahme am arabischen Kult (S. 96 u. 127). Ein großer Teil der Arbeit dient dazu, nachzuweisen, wie der Prophet sich bei der Übernahme der heidnischen Heiligtümer und Kulte — bisweilen nicht ohne noch erkennbare innere Bedenken — mit einer Ausmerzung der gröbsten heidnischen Assoziationen begnügte, wie diese kluge Rücksichtnahme ihm den Erfolg zumal in Mekka erleichterte, ja wie sein Vorgehen in Mekka in mancher Hinsicht geradezu als die Fortführung und Krönung der früheren Religionspolitik seiner Stammesgenossen erscheint.

Für eine ganze Reihe von Örtlichkeiten in Mekka und seiner Umgebung, wie sonst im Heǧāz, vermag Lammens den von der späteren Überlieferung sichtlich verschleierten oder durch Verknüpfung mit Personen der vormuhammedanisch-islamischen (abrahamischen) Periode bzw. der historischen Gründungszeit des Islam überdeckten ursprünglich heidnisch-kultischen Charakter nachzuweisen oder doch wahrscheinlich zu machen. Dabei ergibt sich, wie er an z. T. schlagenden Beispielen dartut, daß die Sīra im Grunde kaum über anderen Stoff als den vom Qor'ān gelieferten verfügt, und daß sie die Lücke ihres Wissens mit allen Mitteln aus der alten arabischen Poesie auszufüllen bemüht ist, deren historischer Wert übrigens von Lammens recht gering eingeschätzt wird.

Das Ergebnis von Lammens' Schrift im Großen ist — mag auch nebenher auf eine Fülle von Einzelfragen überraschend ein helles

---

1) Ich zitiere nach der Paginierung in MUSJ.

Schlaglicht fallen — vielleicht weniger eine wesentliche Vertiefung unseres Wissens vom vorislamisch-arabischen Kultus, als eine Klärung unseres Verständnisses der Wirksamkeit des Propheten. Und das ist sichtlich der Hauptzweck der Schrift.

Wenn die Kritik an früheren Arbeiten von Lammens zur Sīra gelegentlich feststellen mußte, daß eine ausgeprägte subjektive Tendenz doch bisweilen zu einer Verzeichnung des Bildes führt, so kommt eine solche Tendenz auch in der vorliegenden Schrift m. E. nicht bloß, aber vielleicht am schärfsten S. 80 Z. 15ff. unverkennbar zum Ausdruck[1]. Aber sie trifft — mag auch manche Auslegung zweifelhafter Einzelzüge durch sie mitbeeinflußt sein — doch weniger das materielle Ergebnis der Untersuchung als dessen oft nur angedeutete Wertung, bleibt auch in der ganzen Darstellung mehr im Hintergrund. Deshalb braucht der hier gemachte Vorbehalt auch die Freude und den Dank für diese neue Gabe von Lammens' unerschöpflichem Wissen und glänzender Auslegungskunst nicht zu schmälern.

Wensinck, A. J.: A Handbook of Early Muhammedan Tradition alphabetically arranged. Leiden: E. J. Brill 1927. (XVIII, 268 S.) 4°. Bespr. von Jos. Horovitz, Frankfurt a. M.

Dieses „Handbook" stellt einen Sachindex zur Traditionsliteratur dar, welcher zum ersten Mal einen Überblick über die ganze Fülle des in ihr aufgespeicherten religions-, rechts- und sittengeschichtlichen Stoffes gewährt. Wensinck hat sich nicht damit begnügt, die sechs kanonischen Hadithsammlungen auszuziehen, er hat darüber hinaus auch die Musnadwerke des Aḥmad Ibn Ḥanbal, des Dārimī und des Ṭajālisī, den *Muwaṭṭaʾ* des Mālik und den *Maǧmūʿ al-fiqh* des Zaid Ibn ʿAlī ausgebeutet. Er ist sogar noch einen Schritt weitergegangen und hat auch die ältesten Werke der *Sīra* und *Ṭabaqāt*-Literatur miteinbezogen, soweit sie Hadith enthalten; mit vollem Recht, denn einen großen Teil des Stoffes, welchen die *Muṣannaf*- und *Musnad*-Sammlungen nach sachlichen Rubriken oder nach Gewährsmännern angeordnet enthalten, fügen die Werke der *Sīra*-Literatur in die Lebensgeschichte des Propheten ein. Es steckt ein gewaltiges Stück entsagungsvoller Arbeit in diesem „Handbook" und Wensinck kann des Dankes aller derer sicher sein, die sich mit dem Hadith befassen und einen solchen Index längst vermißt haben.

Aṭ-Ṭayālisī: Die Mukâtarah von, herausgegeben von R. Geyer mit einer Beilage: Die alte Einteilung der arabischen Dichter und das ʿAmr-Buch des Ibn al-Jarrāḥ von H. H. Bräu. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky A. G. 1927. (75 u. 50 S.) gr. 8° = Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl., 203. Bd., 4. Abh. RM 5—. Bespr. von J. Hell, Erlangen.

Seitdem A. Haffner die beiden in einem Sammelband der Fatih-Bibliothek in Konstantinopel (Nr. 5306) enthaltenen Abhandlungen des Ibn al-Ǧarrāḥ und aṭ-Ṭajālisī in Abschriften nach Wien gebracht hat (1898), hat sich unsere Kenntnis literaturgeschichtlicher Versuche der islamischen Frühzeit wesentlich erweitert: auf die schon 1864 durch Nöldeke bekanntgemachte „Einleitung zu den Dichterbiographien des Ibn Qutaiba" folgte i. J. 1904 die Herausgabe des ganzen *Kitāb aš-šiʿr waš-šuʿarāʾ* durch M. J. de Goeje, auf C. Brockelmanns Zusammenstellung des Dichterbuches des M. b. Sallām al-Ǧumaḥī aus Zitaten (Nöldeke-Festschr. 1906) folgte 1916 die Herausgabe der in Kairo wiedergefundenen *Ṭabaqāt aš-šuʿarāʾ* und in der Zwischenzeit (1911) hatten wir durch Ch. C. Torreys *Fuḥūlat aš-šuʿarāʾ* (ZDMG Bd. 65) die Werturteile al-Aṣmaʿī's nach den Aufzeichnungen seines Schülers Abū Ḥātim as-Siǧistānī kennengelernt. Die nunmehr von R. Geyer und H. H. Bräu veröffentlichten Texte sind jünger als die uns bereits bekannten: Aṭ-Ṭajālisī hat nach R. Geyers vorsichtigen Vermutungen über die Mitte des 4. Jh. hinaus gelebt, und die Schrift des Ibn al-Ǧarrāḥ ist datiert vom J. 295, also wesentlich jünger als die *Ṭabaqāt* des Ǧumaḥī († 231). Die Erwartung, daß diese jüngeren Werke gegenüber den älteren einen Fortschritt erkennen lassen würden, erfüllt sich leider nicht. Ibn al-Ǧarrāḥ beschränkt sich darauf, alle ihm bekannten Dichter namens ʿAmr zusammenzustellen mit Beigabe von Genealogie, Belegversen und biographischen Nachrichten. Selbstverständlich ist die von ihm aufgestellte Liste von 204 Dichtern nicht erschöpfend. Bräu selbst ergänzt sie um weitere 31 Namen, und es werden sich wohl immer wieder neue ʿAmr's finden. Die Genealogie ist nicht überall vollständig, die Belegverse fehlen bisweilen, die Nachrichten sind, wie üblich, da am ausgiebigsten, wo sie schon bekannt sind.

---

1) Daß Muḥammeds Reklamierung der heidnischen Heiligtümer für Allāh und den Islam, dieses „chef-d'oeuvre de sa politique religieuse", wie sie Lammens nennt, eine „nouvelle application . . ., et sur une plus large échelle, de la tentative dont on a pensé trouver la trace dans le Qoran (53, 19 etc.) et que la Sīra signale sous la rubrique des 'Cygnes sublimes'" sei, vermag ich nicht zu unterschreiben. Im Gegenteil scheint mir gerade das Beispiel jener angeblichen Parallele zu zeigen, daß die hier von Lammens ausgesprochene Wertung von Muḥammeds Verhalten gegenüber den alten Heiligtümern — psychologisch wie auf die Wirkung gesehen — unrichtig ist.

Bräu hat angesichts der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, den Prosatext nach der überaus flüchtigen Abschrift herzustellen, auf die Wiedergabe der „Nachrichten" verzichtet.

Aṭ-Ṭajālisī macht sich seine Aufgabe noch leichter. Er will gar nicht erschöpfend sein, sondern nur „an die Namen und Übernamen berühmter Dichter die Erörterung Gleichbenannter knüpfen, die weniger bekannt sind und möglichst viel zur Unterscheidung dieser dii minorum gentium beitragen" (G.). Nicht die Bedeutung, sondern die Bedeutungslosigkeit ist also ausschlaggebend für die Aufnahme und den Umfang der Beschäftigung mit den einzelnen Dichtern. Bei weniger Bekannten werden Anekdoten und Gedichte in verhältnismäßig reicher Zahl vorgebracht. Es ist deshalb nicht, wie G. „meint, auffallend, daß Ṭ. einzelne bekanntere Dichter gar nicht erwähnt und einem ʿUmar b. ʿAqīl eine ausführliche Behandlung widmet, die in keinem Verhältnis zu dem Raum steht, der anderen, mindestens ebenso bedeutenden Dichtern gewidmet ist". Da unser Urteil über den Wert von Dichtern und Versen sich keineswegs mit dem der altarabischen Philologen deckt, sind Nachrichten über „minderbedeutende" Dichter für uns ebenso wertvoll wie über die bedeutenden. Leider erlahmt des Verfassers Arbeitsfreudigkeit gegen Ende der kurzen Abhandlung und er begnügt sich zuletzt mit bloßen Namenlisten. Sowohl Ibn al-Ǧarrāḥ's als besonders aṭ-Ṭajālisī's Abhandlung ist weniger ein Erzeugnis ernsten wissenschaftlichen Geistes als schöngeistigen Betätigungsdranges. Trotzdem oder gerade deshalb sind sie für uns als kulturgeschichtliche Denkmäler nicht ohne Belang, und der Erforscher der arabischen Dichtung wird wegen der großen Zahl noch unbekannter Verse und Dichternamen an den beiden Werkchen nicht vorübergehen können.

Die Herausgabe des Textes der Mukāṭara aṭ-Ṭajālisī's ist so gediegen, als sie bei dem schlechten Zustand der einzigen Vorlage von der großen Sachkenntnis und Gründlichkeit R. Geyers erwartet werden kann. Daß der Herausgeber uns auch den Prosatext nicht vorenthalten und Indices der Personen- und Ortsnamen beigegeben hat, ist besonders dankenswert. Von Ibn al-Ǧarrāḥ bietet H. H. Bräu keine Ausgabe, sondern einen Auszug des wissenschaftlich Belangreichen. Daß die bereits anderswo edierten Verse und Anekdoten weggelassen sind, wird niemand beklagen. Die Weglassung des ganzen Prosatextes, auch der S. 19 u. 69 erwähnten Einleitung wird man bedauern, wenn auch nicht tadeln. Nicht ganz glücklich scheint mir die Anlage des Ganzen. Zwischen die literaturgeschichtlichen und die auf den Text bezüglichen Ausführungen S. 7—20 und S. 69—75 schiebt sich der arabische Text, und dieser erscheint nicht in der Anordnung des Originals, sondern in völliger Umgruppierung nach alphabetischer Ordnung der auf ʿAmr folgenden Benennungen. Durch diese Umgruppierung wird die Wiedergabe des gekürzten Textes zu einer bloßen Materialausschöpfung. Wer sich über die Dichter einer bestimmten Zeit oder Stammgruppe unterrichten will, hat viele Mühe, sie mit Hilfe der „Übersicht" (S. 71—73) und der an den Rand gesetzten, bunt gemischten Ziffern zusammenzusuchen. Ein Namensverzeichnis wie es R. G. zu seinem Ṭajālisī gab, hätte der Notwendigkeit, den Text aufzulösen, enthoben und die gleichen Dienste geleistet wie die Alphabetisierung.

Da den beiden Abhandlungen keine Übersetzung der z. T. schwierigen, zusammenhanglosen Verse beigegeben ist, wird die Benützung des wertvollen Materiales einem kleinen Kreise von Fachleuten vorbehalten bleiben; diese allerdings werden die mühevolle Leistung der Herausgeber dankbar würdigen.

Sheringham, A. T.: Modern arabic Sentences on practical Subjects. Being selections from the newspapers of Iraq, Palestine and Egypt. London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1927. (X, 246 S.) 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von H. Fuchs, Berlin.

Immer und aller Orten hat sich die arabische Sprache als Meisterin in der Fähigkeit erwiesen, sich an neue Verhältnisse und neue Ideen anzupassen. Schwieriger ist diese Aufgabe wohl selten gewesen, als in den letzten Jahrzehnten, besonders den Kriegs- und Nachkriegsjahren, mit ihrer starken politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Durchdringung der arabischsprechenden Länder des Orients mit modernen abendländischen Vorstellungen und Begriffen. Am deutlichsten erkennt man die Größe dieser Aufgabe und die Vollständigkeit des Gelingens ihrer Lösung aus der heute in starkem Aufschwung begriffenen Presse dieser Länder.

Zu dem Zweck, eine Einführung in die einheimische Presse zu bieten und zugleich Materialien zur Erwerbung praktischer Kenntnisse in der lebenden arabischen Schriftsprache vorzulegen, hat A. T. Sheringham in einem recht ansprechend ausgestatteten Band über 500 ganz kurze Abschnitte aus modernen arabischen Zeitungen des Iraq, Palästinas und Ägyptens zusammengestellt, die einmal die wichtigsten modernen Begriffe aus den Gebieten des Militärwesens, der Politik und Geschichte und des Wirtschaftslebens kennen-

lehren, dann aber auch ein anschauliches Bild von der modernen arabischen Satzbildung bieten sollen.

Die einzelnen, meist nur aus ganz wenigen Zeilen bestehenden Texte, denen jedesmal eine sorgfältige und nicht allzu wörtliche englische Übersetzung gegenübersteht, bilden in sich stets ein geschlossenes Ganzes, wodurch ihr Verständnis wesentlich erleichtert wird. Sie sind zu drei großen Gruppen zusammengefasst, deren weitaus größte sich mit Fragen zur Geschichte und Politik befaßt. Eine genaue Angabe der Quelle für die einzelnen Stücke fehlt leider, nur sind in der Einleitung die Nummern zusammengestellt, je nachdem sie der Presse Ägyptens, Palästinas oder des Iraq entnommen sind. Reichlich 4/5 des Ganzen stammen demnach aus ägyptischen Zeitungen. Immerhin gestattet diese Zusammenstellung bei der Durcharbeitung des Materials, einen Vergleich zwischen dem Sprachgebrauch der einzelnen Länder anzustellen. Dabei ergibt sich die interessante Beobachtung, daß bezüglich der Wort- und Begriffsbildung in der Schriftsprache der drei Länder nur geringe Unterschiede bestehen, während der Satzbau doch bisweilen recht charakteristische Verschiedenheiten aufweist.

Die arabischen Texte sind unpunktiert, selbst Tanwīn, Tašdīd und Hamza sind, wie das in den heutigen Zeitungen üblich ist, nur vereinzelt gesetzt. Die vom Verfasser geplante Veröffentlichung einer phonetischen Transkription ist daher durchaus zu begrüßen. Auf den letzten dreißig Seiten des Bandes gibt der Verfasser außerdem noch ein englisch-arabisches Wörterbuch, das naturgemäß nur diejenigen Worte umfasst, die sich in den vorhandenen Hilfsmitteln im allgemeinen nicht finden. Abgeleitete Verbalformen sind dabei stets nur soweit berücksichtigt, als sie nicht ohne weiteres verständlich sind. Dadurch, daß dieses Glossar in drei der Anlage des Buches entsprechende Abschnitte zerlegt ist und in mehreren Abschnitten vorkommende Termini nur jeweils bei dem ersten aufgeführt sind, wird die Benutzung desselben m. E. unnötig erschwert. Alles in allem aber liegt hier ein sehr brauchbares Hilfsmittel zur vertiefteren Kenntnis des modernen Zeitungsarabisch vor, für das dem Verfasser aller Dank gebührt.

Schoener, A. Clemens: **Altdrawidisches.** Eine namenkundliche Untersuchung. Partenkirchen, Wettersteinstr. 9: Selbstverlag 1927. (50 S.) 8°. RM 3 —. Bespr. von H. H. Figulla, Berlin.

Der Verf. ist bestrebt, auf Grund von geographischen Namen, für die er drawidische Etymologien beibringt, nachzuweisen, daß die drawidische Rasse im Altertum viel weiter verbreitet gewesen ist als unsere historischen Quellen erkennen lassen.

Die Hypothese als solche ist theoretisch anzuerkennen, nur ist der Beweis dafür von seiten des Verfassers noch nicht erbracht, im Gegenteil! seine Beweisführung bedeutet eher eine Mißkreditierung der Sache. Erstens geht der Verfasser viel zu weit, wenn er die Drawiden bis zu den Alpen angesiedelt sein lässt, ja schon seine Bemühungen, ihre Anwesenheit in Mesopotamien nachzuweisen, ist als mißlungen anzusehen; zweitens gewinnt man den Eindruck, als ob der Verf. seine drawidischen Kenntnisse nur aus Wörterbüchern geschöpft habe, ohne auch nur eine Sprache in ihrem Wesen eingehender studiert zu haben (das wird am deutlichsten auf S. 21 oben); und drittens vergleicht er Sprachformen miteinander, die Jahrtausende auseinanderliegen, was immer höchst bedenklich ist, sofern die Veränderungen, die im Laufe der Zeit stattgefunden haben, nicht bereits bekannt sind.

Sämtliche Etymologien, die Babylon und Sumer betreffen (S.15 ff.), sind unhaltbar. Der Verf. schreibt zwar: „Nun ist es die Ansicht heutiger Assyriologen, daß eine sinnvolle Deutung von.... aus dem Sumerischen wie auch aus dem Akkadischen ausgeschlossen ist. Dies trifft bestimmt zu.“ Nein! Es gibt genug sumerische, bezw. akkadische Etymologien, die einleuchtender sind als die drawidischen, nur sind sie meistens nicht bis zum letzten Ende sicher; die Assyriologen aber sind vorsichtiger als der Drawidologe. Παλλακοττας-*Pallukat* dürfte wohl weit eher von der sumerischen Wurzel *p/bal* herzuleiten sein, von der auch *pilakku* (πελεκυς) abzuleiten ist. Die Ausführungen auf S. 19 über El-Mukkaijar (so!) verraten nur die Unkenntnis der Verhältnisse in den mesopotamischen Ausgrabungsgebieten; hier einen alten drawidischen Namen wiederfinden zu wollen, ist eine durchaus abstruse Idee. Auch die Ausführungen über Nannar sind nur geeignet, ein allgemeines Kopfschütteln hervorzurufen. Man denke: der Mondgott heiße „Vier Flüsse“, wo doch ausgerechnet 4 Flüsse bei Ur nicht vorhanden sind, zumal in alter Zeit, als die Stadt noch direkt am Meere gelegen war. Ebenso ist die Annahme, daß 4 „viel“ bedeute, an den Haaren herbeigezogen; das wäre nur denkbar, wenn nachzuweisen wäre, daß die Drawiden nur bis 4 zählen konnten, eine aussichtslose Sache angesichts ihres ausgebildeten Zahlensystems. Dabei gibt es auch für Nannar eine sumerische Etymologie: „Leuchter“, die einen viel geeigneteren Namen für den Mondgott hergibt als die

drawidische Ableitung. Und die Ausführungen auf S. 36 ff. gar über Ur, Nippur, Uruk und Sargon sind derart kritiklos, daß sie einer Widerlegung gern entbehren können. Auch wenn der Name Ur mit drawidisch uru (Stadt, Dorf) zusammenhänge, so dürfte wohl eher das drawidische Wort Fremdgut darstellen als umgekehrt. Der alte Name von Uruk hat *n* statt *r*! und der Versuch, Sargon als Drawida-König bestimmen zu wollen, spottet jeder Kritik.

Vollkommen abwegig sind auch die Etymologien europäischer Namen, wie Mallnitz (Kärnten) und Scharnitz (Tirol). Hier beweisen die lateinischen Namen, auf die sich der Verf. beruft, gar nichts, da sie sekundär und gar nicht alt sind. Hat denn aber der Verf. nie etwas davon gehört, daß in jenen Gegenden auch Slawen gesessen haben und z. Tl. heut noch sitzen, und daß alle Namen auf ... itz u. ä. zunächst einmal slawischer Herkunft verdächtig sind? Besonders bei Scharnitz ist doch die Verwandtschaft mit Czernitz, Czernowitz evident.

Nach obigen Ausführungen kann der Rezensent nur nochmals wiederholen: die vorliegende Arbeit bedeutet einen Fehlgriff und ist nur geeignet, die junge Drawidologie in ein ungünstiges Licht zu setzen.

---

v. Glasenapp, Schomerus, Sukthankar: Indische Literaturen. Heft 1—6. Wildpark-Potsdam: Akad. Verlagsges. Athenaion m. b. H. 1926. (192 S.) 4°. = Handbuch der Literaturwiss. Je RM 1—. Bespr. von Betty Heimann, Halle.

Bei einem Werk, das für ein großes Publikum einen Überblick geben soll über eine entlegene Literatur, tritt naturgemäß die Eigenart des Verfassers weniger in den Vordergrund als bei der Behandlung eines Einzelproblems für einen engeren Kreis von Fachgelehrten, wo in der Wahl des Problems und in der Stellungnahme Persönliches zum Ausdruck kommt. Notwendige Vorbedingungen für eine erstmalige Einführung in einen so fremdartigen Stoff, wie die indische Literaturgeschichte es für den Westen ist, sind Geschicklichkeit, Formgewandtheit und Anschaulichkeit der Darstellung, Vorzüge, die v. Glasenapp ganz besonders glücklich in sich vereint. So zeichnet sich seine Arbeit außer durch einen flüssigen Stil besonders noch aus durch geschickt eingestreute Proben aller Art: durch Anführung wenig bekannter Briefstellen aus der Frühzeit der europäischen Indienforschung (z. B. aus Briefen von Macaulay und Fr. v. Schlegel), die zur Belebung der Darstellung und Charakterisierung der ersten Indologen beitragen, gleichzeitig aber auch in Problemstellungen einführen, die von westlicher Seite auch heute noch an indische Literatur herangetragen werden. — Zur Veranschaulichung dient ferner eine gute Auswahl von Übersetzungsproben der einzelnen behandelten Texte, Übersetzungen, die sich auch im Rhythmus meist in feiner Einfühlung dem indischen Kolorit annähern. Eine besondere Stütze für Gedächtnis und Interesse bietet v. Gl. außerdem noch durch ein reiches Abbildungsmaterial. Neben Schriftproben aus Devanāgarī-Handschriften, neben musikalischen Notationen zum Sāmaveda (nach Richard Simon) gibt er vor allem eine reiche Auswahl von Illustrationen, die möglichst eng dem jeweiligen Kontext verbunden sind. Er geht bei deren Auswahl seinem Zweck entsprechend mehr vom kulturhistorischen als vom kunsthistorischen Gesichtspunkt aus, so daß man nicht erwarten darf, die künstlerisch wertvollsten, sondern die inhaltlich lehrreichsten Abbildungen hier zu finden. Der Spezialfall Indien gibt ihm auch noch die Möglichkeit, ganz modernes Bildmaterial zur Illustration alter Texte heranzuziehen, da hier mehr als in irgend einem anderen Lande durch die Jahrhunderte hindurch an den gleichen Denkinhalten und Ausdrucksmitteln festgehalten wird.

Es ergeben sich an Hand seiner fortlaufenden Illustrierungen der einzelnen Literaturperioden auch für den Indologen interessante kulturhistorische Überblicke, etwa die Entwicklung des indischen Heiligenideals von dem gutbürgerlich dargestellten Meistersingertyp des Ṛṣi der Ṛgveda-Zeit über den im Wald geruhsam meditierenden Seher der frühen und mittleren Upaniṣad-Periode hin zu dem späteren Yoga-Asketen, dessen strapaziöses Körpertraining schon hinweist auf den modernen Yogi, der sich auf spitzigem Nagelbett kasteit.

Wie in der äußeren Form und in der Auswahl findet v. Gl. auch in der Stellung zu den einzelnen und den umfassenden Problemen die für eine Einführung glückliche Form. Er führt vor Augen all die Probleme und ihre hauptsächlichen Ausdeutungen, wie sie noch heute ein Gegenstand der Meinungsverschiedenheiten zwischen den Indologen sind. In referierender Objektivität wendet v. Gl. sich z. B. in gleicher Weise gegen die Wertung der indischen Literatur als primitive Geistesprodukte wie auch gegen die Gleichstellung indischer Denkart mit westlichen Höchstkulturen. —

Vielleicht erübrigten sich diese ganzen, von westlichem Denken an Indien herangetragenen Wertstellungen, sobald man einmal eine prinzipiell andere, ausschließlich aus indischer Geistesart gewonnene Literaturgeschichte Indiens versuchen würde. Denn das ganze Schema westlicher Einteilung nach Literaturgattungen

und Zeitperioden läßt sich nur schwer auf indische Verhältnisse übertragen. Bei der Einteilung nach Literaturperioden ergibt sich nämlich schon für die Darstellung indischer Dichtung (ebenso wie für die anderen Disziplinen indischen Geistes) eine große Schwierigkeit durch die aus indischer Wesensart resultierende Unzulänglichkeit unserer biographischen und chronologischen Kenntnisse für Indien und außerdem deshalb, weil keine scharf zu unterscheidende Entwicklung in der Wahl der Stoffe, nicht einmal in der Art ihrer Behandlung sich klarlegen läßt. Und ferner widersteht die indische Literatur auch einer streng sondernden Einteilung nach Literaturgattungen (z. B. das „undramatische" Drama Indiens ist lyrisch). — Man könnte deshalb vielleicht versuchen, einmal für Indien eine Art psychologische Literaturgeschichte aufzubauen, indem man es unternimmt, erst prinzipiell festzustellen, für welche Literaturgattungen und Probleme indisches Denken auf Grund der natürlichen Gegebenheiten Indiens besonders befähigt sein muß. Dann würde man vorzüglich die Gebiete seiner speziellen Begabung mit genügender Ausführlichkeit herausarbeiten[1]. — Mit der Idee einer solchen psychologischen Literaturgeschichte fiele dann, wie erwünscht, eo ipso die wertende Tendenz westlicher Beurteilung Indiens ein für allemal fort, denn eine spezielle Begabung bedingt als Selbstverständlichkeit das Zurücktreten anderer Geistesrichtungen. So beklagt man sich dann nicht mehr über die Kärglichkeit und Primitivität Indiens auf gewissen Gebieten und braucht sie auch nicht zu entschuldigen.

Von Glasenapp hält in seiner Darstellung des Stoffes im allgemeinen an der üblichen Einteilung fest. Nach einer längeren Einleitung über die Geschichte der Indologie in Europa und bemerkenswerterweise auch in Indien gibt v. Gl. kurze Überblicke über die einzelnen Literaturperioden mit einer vorangestellten geschichtlichen Einleitung, soweit das wenige bislang bekannte und m. E. wesensgemäß auch in Zukunft notwendig unvollständig verbleibende historische Material es zuläßt. Zunächst behandelt er die 4 Veden, die Brāhmaṇas, die Upaniṣaden, die Sūtras, die Epen (unter Voranstellung des Rāmāyaṇam vor dem Mahābhāratam entgegen der üblichen Anordnung)[1]. Dann folgen die Purāṇas, auf deren besondere Wichtigkeit er hinweist, dann kurz die Āgamas und sehr kurz die Śāstras. Als zweiter Hauptteil wird dann das Schrifttum der Jainas ausführlich behandelt, diesem folgen als dritter Abschnitt die Schriften der Buddhisten. Hieran schließt sich mit einer kurzen Einleitung über die Kunsttheorie die Behandlung der klassischen Dichtung im Sanskrit und Prākrit und der Überblick über die klassische Lyrik und Epik, Erzählungsliteratur und Dramatik. Hiermit endet die sechste Lieferung, d. h. alles, was mir bislang von der Glasenappschen Literaturgeschichte vorliegt.

Überblickt man das von v. Gl. dargebotene Material, so sieht man, daß er unter „Literatur" nicht nur die rein dichterischen Geistesprodukte versteht, sondern auch, wenigstens in kurzer Andeutung, die wissenschaftliche Literatur heranzieht. Einen erheblichen Raum beansprucht daneben die Religionsgeschichte, die man wohl in westlichen Literaturen überhaupt nicht innerhalb des Rahmens der Literaturgeschichte behandeln würde, die man aber in Indien wohl deshalb mit hineinziehen muß, weil auch die Profanliteratur nur zu verstehen ist aus den Grunddogmen der Weltanschauung. Am zugänglichsten ist aber diese in der indischen Religionsgeschichte, die sie populär und breit auseinandersetzt. — So gibt uns v. Glasenapp unter dem Namen „Literaturgeschichte" Religionsgeschichte, Literaturgeschichte im engeren Sinne und auch eine Andeutung von Wissenschaftsgeschichte.

Mit Interesse kann man vor allem noch der Behandlung der neuindischen Literaturgeschichte entgegensehen[2], da sie, wie v. Gl. mit Recht hervorhebt, in den meisten europäischen Darstellungen nur sehr kurz gestreift worden ist. Ein Grund hierfür liegt wohl darin, daß unsere Kenntnisse der Volkssprachen, in

1) Ich dächte z. B. unter anderem an eine Zentrierung indischer Literatur um das Gebiet der Lyrik, und zwar im besonderen — der Weltanschauung entsprechend — der Naturlyrik, die sich nicht nur in der religiösen Lyrik des Ṛgveda, in der philosophischen (nicht schlechthin mystischen!) Lyrik der Upaniṣaden, in der erotischen Lyrik Indiens in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, in der Kṛṣṇa-Mystik indischen Mittelalters, in der modernen politischen Lyrik Indiens (Vaterlandsliebe = Naturliebe!) manifestiert, sondern ebensogut auch im naturmythologischen Epos und im lyrischen Drama hervortritt.

1) Als Beweis für das größere Alter des Rāmāyaṇam gegenüber dem Mahābhāratam führt v. Gl. die Tatsache an, daß wohl das Rāmāyaṇam im Mahābhāratam zitiert ist, nicht aber umgekehrt. Bei dem lockeren Zusammenhang, der größeren Porösität und dem weiteren Ausmaß des Mahābhāratam gegenüber dem Rāmāyaṇam (das wohl nicht umsonst von der indischen Tradition als erstes abgeschlossenes „kāvyam" im Gegensatz zum M. bezeichnet wird!) widerspricht es nicht der Annahme des größeren Alters des M., wenn in dasselbe nach Abschluß des R. nachträglich auch noch das R. eingedrungen ist. — Im übrigen übersieht auch v. Gl. selbst diese Gründe nicht (cf. S. 82), wenn er auch tatsächlich die andere Konsequenz zieht.

2) In die Behandlung der neuindischen Literaturgeschichte hat sich v. Gl. mit F. Rosen (Urdu) H. W. Schomerus (Dravidisch) und W. Geiger geteilt.

denen sie geschrieben ist, bisher nicht genügend gepflegt worden sind. Der zweite tiefere Grund ist aber der, daß man im allgemeinen in dem neuindischen Schrifttum nur ein Epigonentum der klassischen Zeit sah. Von Glasenapp dagegen behauptet nun, daß die Nichtbeachtung neuindischer[1] Literatur ein ebenso unvollständiges Bild indischer Literaturgeschichte gäbe, wie es entstehen würde, wenn man eine europäische Literaturgeschichte mit dem Jahre 1000 n. Chr. abschließen würde. (cf. S. 3.) Diese Auffassung v. Glasenapps setzt wohl zu Unrecht das gleiche Entwicklungstempo und die gleiche Veränderlichkeit wie in westlicher Kultur auch für indische Kultur voraus.

Indien stellt eben den Indologen all und überall vor die verzweifelt schwere Aufgabe, sich von dem uns geläufigen westlichen Denken zu lösen und ohne die Stütze der Analogieen sich einen Weg zu ihm zu suchen.

Dumont, P.-E.: **L'Aśvamedha**, Description du sacrifice solennel du cheval dans le culte védique d'après les textes du Yajurveda blanc. Paris: Paul Geuthner; Louvain: J.-B. Istas, 1927. (XXXVI, 415 S.) = Société Belge d'Études Orientales. Bespr. von H. Oertel, München.

Das Buch gibt eine sehr dankenswerte und sorgfältige Darstellung des Aśvamedha auf Grund der Vājasaneyi-Saṁhitā, des Śatapatha-Brāhmaṇa und des Kātyāyana-Śrautasūtra. Eine Übersetzung des 20. Buches des Āpastamba-Śrautasūtra, des 15. Buches des Baudhāyana-Śrautasūtra, der zugehörigen Fragmente des von Caland in den Acta Orientalia IV publizierten Vādhūla-Sūtra und Auszüge aus dem Āśvamedhika-Parvan des Mahābhārata sind in vier Anhängen beigefügt. Den Schluß bilden ein Index der Termini technici und ein synoptischer Index der Riten. Das Buch ähnelt in seiner Anlage Caland und Henry's Agniṣṭoma und bildet wie dieses einen überaus schätzenswerten Beitrag zum vedischen Opferritual.

Zum Schlusse ein paar Kleinigkeiten, die ich mir angemerkt habe. S. 40, § 160, Anm. erklärt der Verf. das *havai* im Mantra *havai hotaḥ* (ŚB., KŚ.) als Dativ des Infinitivs der Wurzel *hvā* 'anrufen', cf. Macdonell, Ved. Gr. § 584, a, wo aber RV. 3. 53. 20 *avasái* zu streichen ist, dort steht *ávasā́* trotz Pp. für *ā́ avasā́ḥ* (Whitney, Gr. § 971a). Da aber *havai* parallel zu *hoyi* (ŚŚ. 10. 13. 27; 16. 1. 23) und zu *ho* (ĀŚ. 8. 13. 5) steht, so wird es wohl auch Interjection sein. — S. 66, § 278 ziehe ich die Übersetzung 'travail et repos' für *yogakṣema* der Übersetzung 'acquisition et possession' (S. 41, § 169) vor, cf. meine Syntax of Cases in the narrat. and descript. prose of the Brāhmaṇas, I, § 60, Ex. 115, Excursus, p. 225ff. — S. 41, § 168, Anm. vgl. TB. 3. 9. 13. 2—3. — S. 128, Z. 8, § 419, Anm. vgl. TB. 3. 8. 6. 14. — S. 132, § 426, Anm. vgl. PB. 21. 4. 11. — S. 132, § 427 Anm. vgl. TS. 5. 4. 12. 3 und TB. 3. 3. 4. 6. — S. 355, am Anfang von frg. 69 des Vādhūla-Sūtra ist bei Caland (Acta Orientalia, IV, S. 172, Z. 3) der Punkt zwischen *bhavati* und *sa* zu streichen. Zum resumptiven Pronomen vgl. meine Syntax of Cases I, § 8ff. Caland übersetzt richtig: 'Wenn ein siegreicher Fürst . . . zu verrichten vor hat, so schickt er . . .', der Verf. trennt die Periode in zwei Sätze. — S. 356, Z. 9 ist des Verf.s 'ou il cherche à le persuader' für *enaṁ jñīpsati* der Caland'schen Übersetzung 'sucht ihn zu belehren' vorzuziehen; vgl. zur Bedeutung 'sich willfährig machen' KB. 1. 2 (p. 2, 7); 12. 3 (p. 54, 10) und im erotischen Sinne PB. 13. 6. 9; Chānd. Up. 2. 13. 1. — S. 356, Z. 5 v. unten lies *avasrāvas*. — S. 358, Z. 10 lies roi für soi und Z. 14 *kārīva*.

1) Scharf zu unterscheiden ist hierbei jedenfalls erst einmal zwischen der neuindischen-indogermanischen und der neuindischen-dravidischen Literatur. Wenn uns auch letztere bis auf wenige Ausnahmen nur in neuindischer Form vorliegt, so könnte sie uns doch wohl an die zweite und vielleicht sogar wichtigste Quelle des Hauptstroms indischer Kultur ein Stück rückwärts führen, an das Abr-Dravidische.

Courtillier, Gaston: **La Légende de Râma et Sîtâ**, extraite du Râmâyaṇa de Vâlmîki. Traduite du Sanscrit et rapportée avec une introduction et des notes. Bois dessinés et gravés par Andrée Karpelès. Paris: Bossard 1927. (272 S.) gr. 8° = Les Classiques de l'Orient, vol. XII. Bespr. von O. Stein, Prag.

Aus dem gesamten Epos hat der Übersetzer die Hauptgeschichte herausgeschält und die einzelnen übersetzten Kapitel durch Inhaltsangaben verknüpft. Als Text wurde die Bombayer Ausgabe benützt; Stichproben ergeben eine im ganzen gute Übertragung, doch fehlerfrei ist sie nicht (so ist Rām. IV 48, 17 dadṛśur bhīmakarmāṇam asuraṃ suranirbhayam mit „ils aperçurent un Asura au karman affreux, la terreur des Sura" S. 137 in beiden Epithetis falsch wiedergegeben, worüber auch die reklärende Note 67 über die Karman-Lehre nicht hinwegtäuscht; schon Bhagavadg. I 15 hätte über das erste bahuvrīhi-Attribut Aufschluß gebracht, das zweite wird vom Kommentar überdies erklärt; oder S. 258 ist die satyakriyā der Sītā in VII 97, 14 mißverständlich übersetzt: „Si le Râghava seul occupe mes pensées...", was natürlich negativ gefaßt sein muß.) In der Einleitung befaßt sich der Übersetzer mit der Frage nach dem Alter des Epos; zu den bereits bekannten Argumenten, die er, ohne es aber anzugeben, größtenteils aus Winternitz (s. jetzt auch die englische Ausgabe: A History of Indian Literature, Calcutta 1927, vol. I, 500ff.) entnommen zu haben scheint, tritt nur die Untersuchung S. Lévis über das digvarṇana des 4. Buches (JA s. 11, t. XI, 1918, 5ff.). Aus ihr will Courtillier schließen, daß diese bisher als Einschub betrachtete Länderschilderung zumindest eine alte Interpolation sein muß, in der die Skythen, Griechen, Parther, Tokharer erwähnt werden, daß sie nicht vor dem 2. Jh. v., und nicht später als das 1. Jh. n. Chr. angesetzt werden kann, daß das Rām. also gegen Beginn

der christlichen Ära in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden war. Beweiskräftig ist dieses geographische Argument gar nicht; denn nicht nur, daß diese Völkernamen zum Bestand der indischen Literatur bis in ihre jungen Ausläufer gehören, gerade die im digvarṇana auftretende Kenntnis der östlichen, südlichen Völker und außerindischer Länder ist ein Zeugnis für die späte Interpolation, die nicht weit vom 5. liegen kann, vielleicht erst ins 6. Jh. n. Chr. zu setzen ist; dafür spricht nicht nur die verwandte indische Literatur, sondern auch die von einem Brahmanen aus Benares, Gautama Prajñāruci, im Jahre 539 hergestellte Parallele des von ihm ins Chinesische übersetzten Saddharmasmṛtyupasthānasūtra. — Nebst Anmerkungen sind dem Buche einige Holzschnitte der auf diesem Gebiete schon gut bekannten Mlle[1] Andrée Karpelès beigegeben.

Weller, Friedrich: **Tausend Buddhanamen des Bhadrakalpa.** Nach einer fünfsprachigen Polyglotte hrsg. Leipzig: Verlag der Asia major 1928. (XXV, 268 S.) gr. 8°. RM 40 —. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Schon Berthold Laufer hat in seiner Skizze der mandschurischen Literatur auf eine „Übersetzung (resp. teilweise Transkription) der tausend Buddha" hingewiesen, „die mehr eine philologische Spielerei war, denn einem Bedürfnis entsprach" (Revue Orientale pour les études ouralo-altaïques, Bd. IX, Budapest 1908, S. 49). Meines Erachtens dürfte den Autor eher der Wunsch geleitet haben, durch die Ausarbeitung oder Abschrift einer solchen Liste ein frommes Verdienst zu erwerben, wie das am Schlusse handschriftlicher Mandschutexte von Sûtras gelegentlich ausdrücklich bezeugt wird. Unsere Weltepoche, in der wir leben, ist ein Bhadrakalpa (賢 劫), in dessen Verlaufe 1000 Buddhas erscheinen sollen, von denen vier bereits erschienen sind, und das Hien-kieh-king (賢 劫 經) gibt die Namen dieser 1000 Buddhas. W. hat von Erwin von Zach eine Polyglotte zum Geschenk erhalten, in welcher die 1000 Namen auf Mandschu, Chinesisch, Sanskrit, Tibetisch und Mongolisch nebeneinander gestellt sind. Mit immensem Fleiß hat er unter Beiziehung anderen Vergleichsmateriales den Text veröffentlicht (die chinesischen Namen in chinesischer Schrift, die Namen der übrigen vier Sprachen in Umschrift) und einen fünffachen Index hinzugefügt (den chinesischen Index nach Klassenzeichen, die übrigen alphabetisch geordnet). Zweifellos wird die Arbeit bei der Lektüre buddhistischer Texte von Nutzen sein.

1) So auch oben OLZ 1928, 301 statt Mr. zu lesen.

Der Behauptung W.s, „daß die Polyglotte von 1 Can skya Rol pa rdo rje auf Veranlassung des Demc'i bstan pa geschnitten worden ist zum Nutzen der Lebewesen" (S. XXV), vermag ich nicht beizutreten, denn der chinesische Text (S. 139) lautet auf Deutsch: „Auf die vorgetragene Bitte des gelehrten Tan-pa hat der Kardinalerzbischof von Peking dieses Gedicht gemacht", der Mandschutext (S. 138): „Auf Aufforderung des gelehrten Klostervogtes Damba (danba dürfte ein Schreib- oder Druckfehler sein) hat der Kardinalerzbischof von Peking dieses Gedicht gemacht", und der mongolische Text ist gleichbedeutend. 1 Caṅ-skya Rol-pai rdo-rje ist kein Eigenname, sondern der Titel des 彰 嘉 Chang-kia-Hutuktu, des lamaischen Kardinalerzbischofs von Peking, der im Sommer zu Dolon Noor und im Winter zu Peking im Kloster Sung-chu-sĕ wohnt (vgl. Mayers, Chinese Government, Nr. 598); Demci ist ebenfalls kein Eigenname, sondern der Lama, der unter Leitung des Priors die weltlichen Geschäfte des Klosters besorgt (siehe Mayers, a. a. O. Nr. 608). „rten" in der dritten Anmerkung von S. 138 ist wohl ein Druckfehler für ôren. Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß der von v. d. Gabelentz durchweg ô geschriebene Vokal nur im Anlaut wie ô lautet, sonst aber wie û zu sprechen ist, weshalb ihn Sacharow auch in seiner russischen Umschrift durch y wiedergegeben hat. Daß dem so ist, davon kann man sich mit Leichtigkeit durch Nachschlagen des Großen Wörterspiegels überzeugen, wo die Mandschuaussprache durch danebengestellte chinesische Silben nach dem 反 切-System fixiert worden ist. Es hätte daher besser umschrieben werden sollen akû statt akô usw., denn es ist doch nicht nötig, daß des alten v. d. Gabelentz' Irrtum in perpetuum weitergeschleppt wird. Das Wort „badsar" auf S. 138 ist mir rätselhaft, da es in der Mandschuumschrift kein ds gibt. Zu Nr. 268 auf S. 28: gurung ist natürlich ein Schreibfehler für gurun.

Bhavabhūti: Mahāvīra-Caritam. A drama. Edited with critical Apparatus, Introduction and Notes by the late Todar Mall. Revised and prepared for the Press by A. A. Macdonell. Published by the University of the Panjab. Lahore. London: Oxford University Press 1928. (LIV, 361 S.) 4°. 24 sh. Bespr. von Jarl Charpentier, Upsala.

Der 1918 in Bonn gestorbene Paṇḍit Todar Mall, ein Schüler von Macdonell und Jacobi, hinterließ bei seinem Tode das Manuskript einer vollständigen Ausgabe des Mahāvīracarita, das dem India Office zugestellt wurde, um wieder an seine Familie in Lahore versandt zu werden. Sein früherer Lehrer, Professor Macdonell, der davon hörte, bot sich

an, das Buch für die Drucklegung fertigzustellen und es der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Früchte der nicht geringen Mühe des Herausgebers liegen jetzt dem wissenschaftlichen Publikum vor; und unserer Überzeugung gemäß wird jeder Indologe ihm dafür sehr dankbar sein, daß er dieses ausgezeichnete Werk unserer Wissenschaft hat retten wollen und können.

Denn der Paṇḍit Todar Mall war auch nach europäischen Ansprüchen ein hervorragender Forscher. Allzu früh hat ihn der Bote des Todesgottes abgeholt; wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte Indien vielleicht jetzt in ihm einen Philologen besessen, der mit den hervorragendsten seiner Landsleute — wie Professor S. K. Belvalkar — hätte wetteifern können. Der Mann, der denselben Namen führte wie einer der größten Staatsmänner Indiens, ist für immer von uns gegangen; dank der Pietät seines Guru wird aber sein Gedächtnis für lange Zeit unter seinen Fachgenossen lebendig und geschätzt bleiben.

Mit Benutzung nicht weniger als achtzehn Handschriften hat Todar Mall von dem Mahāvīracarita einen, soweit wir sehen können, nicht nur einwandfreien, sondern geradezu mustergültigen Text hergestellt. Damit liegt ein klassisches Werk der Sanskritliteratur der einheimischen sowie der abendländischen Forschung in kritisch abgeschlossener Textgestaltung vor. Daß damit die Streitfragen in Bezug auf das Mahāvīracarita auch abgeschlossen sein werden, dürfen wir wohl nicht erwarten, auch kaum hoffen. Professor Hertel hat vor einigen Jahren (Asia Major II, 1ff.) geglaubt beweisen zu können, daß die Akte VI—VII dieses Dramas ganz und gar unecht seien, daß das Mahāvīracarita das letzte und niemals abgeschlossene Werk Bhavabhūtis sei, und daß es aus gewissen historischen Gründen nicht abgeschlossen wurde. Wir haben früher (JRAS 1925, 371f.) geglaubt, daß Professor Hertel diese seine Thesen zu voller Evidenz bewiesen hat und finden noch immer seine genannte Schrift — zu der der verstorbene Paṇḍit natürlich keine Stellung hat einnehmen können — sehr erwägenswert. Es fragt sich aber, ob in Anbetracht der neuen Textausgabe die Ansicht Hertels über die Unechtheit der beiden letzten Akte — die ja zudem in der indischen Tradition selbst eine gewisse Stütze hat — einer erneuten Prüfung unterzogen werden muß, dies umsomehr weil es doch höchst zweifelhaft ist, ob das Mahāvīracarita als das letzte Werk des Bhavabhūti zu betrachten sei.

Die Zeit Bhavabhūtis bestimmt auch Todar Mall gleich seinen Vorgängern — mit Ausnahme von Anundoram Borooah — als die erste Hälfte des achten Jahrhunderts. Diese Zeitbestimmung hängt eigentlich einzig und allein von der Angabe des Kalhaṇa (Rājatar. IV, 144) ab. Und Kalhaṇas Angaben über Bhavabhūtis Leben in Kanōj werden m. E. sehr dadurch abgeschwächt, daß seine drei Dramen offenbar alle in oder in der Nähe von Ujjayinī geschrieben worden sind. Soviel ich sehe, ist es nicht unbedingt notwendig, den Dichter gerade ins 8. Jahrhundert zu setzen; er könnte unzweifelhaft auch etwas früher gelebt haben.

Von den Hindus wird Bhavabhūti dem Kālidāsa beinahe gleichgesetzt — ja, man meint sogar, er hätte ihn z. T. auch übertroffen. Das scheint uns wohl nicht ganz verständlich. Denn Bhavabhūti kennen wir doch einzig und allein als Dramatiker, und somit müssen wir ihn eben mit dem Dramatiker Kālidāsa vergleichen. Nun hat dieser seine dramatische Stärke zur Genüge im Mālavikāgnimitra, in der Urvaśī ja, auch — obwohl nicht in demselben Grade — in der Śaknutalā dargetan. Bhavabhūti aber ist nach unseren Begriffen ein sehr ungeschickter Dramatiker. Ein Schauspiel, das Mālatīmādhava, ist z. T. hochdramatisch; es ist aber viel zu weit ausgesponnen und auch sehr unzusammenhängend. Die beiden Rāma-Dramen aber — und besonders das Mahāvīracarita — sind überhaupt keine Schauspiele, sondern nur schwach inszenierte Episoden aus der höfischen Epik. Teilweise — aber auch nur teilweise — fühlen wir uns durch die poetische Inspiration Bhavabhūtis mächtig angezogen, wie sie sich in seinen lyrischen Parteien bekundigt. Aber seine Diktion ist öfters schwulstig und seine zunehmende Vorliebe für lange Komposita macht die Lektüre zeitweise zur Qual. Kālidāsa hat z. B. im Meghadūta bewiesen, daß lange Komposita schön sein können; Bhavabhūti hat es aber nur sehr selten verstanden, sie schön zu machen[1].

Die Einleitung ist ziemlich kurz gehalten, stellt aber alles Notwendige zusammen. In der Bibliographie (S. XLVII) vermisse ich aber verschiedene Dinge, die doch dort hätten angeführt sein sollen. Belvalkars kurzer Ausgabe des Uttararāmacarita (1921) hat wohl der Herausgeber nichts zufügen wollen; seine Übersetzung (Harv. Or. Ser. 21, 1915) sowie sein Aufsatz in JAOS. XXXIV (1915), 428ff. sind aber zu Lebzeiten des Paṇḍits erschienen. Ebenso

1) Ein besonders häßliches Beispiel findet sich in *drākparyāptakapālasaṃpuṭamiladbrahmāṇḍabhāṇḍodarabhrāmyatpiṇḍitacaṇḍimā* (Akt I, V. 54). Daß das Kompositum unbegreiflich sei, kann ich aber nicht finden; nur sind die in den Notes angeführten Übersetzungen sämtlich unrichtig.

ein Aufsatz von Keith (Bhavabhūti and the Veda) in JRAS. 1914, 729ff. Im Jahre 1915 erschien auch eine italienische Übersetzung des Mālatīmādhava von F. Cimmini sowie derselben Abhandlung „Osservazioni sul rasa nel Mālatīmādhava di Bhavabhūti" in den Atti dell. R. Accad. di Archeol. e Lettare (Napoli), N. S. IV, 141ff. Es wäre wohl hier mehr zu nennen, das mag aber genügen.

Die Noten sind ausführlich, bisweilen vielleicht zu ausführlich, sind aber doch außerordentlich nützlich. Eine vollständige englische Übersetzung, die Todar Mall fertiggestellt hatte, hat jedoch Professor Macdonell aus in der Vorrede angegebenen Gründen entfernt. Über die Dienlichkeit einer derartigen Maßnahme können wohl die Meinungen auseinandergehen. Unsere Dankbarkeit gegen den Herausgeber, der es uns möglich gemacht hat, das ausgezeichnete Werk in außerordentlich solider Gestaltung zu benutzen, wird aber dadurch nicht im geringsten Grade vermindert.

Padhye, Keshav Appa: **Beauties from Kalidas or Kālidāsasūktimañjūsā.** First Edition. Bombay: D. S. Sakhalkar, Lokasevak Press 1927. (II, 235 S.) kl. 8°. Re. 1.8.0. Bespr. von Reinhard Wagner, Berlin-Tempelhof.

Aus den Werken Kālidāsas, zu denen der Herausgeber auch den Ritusaṃhāra rechnet, sind Schönheiten zusammengetragen und im Original geboten. Allerdings werden die Prākritstellen der Dramen in Sanskrit gegeben. Die Textgestalt dürfte bis auf gelegentliche Druckfehler und vielleicht ein paar anfechtbare Lesarten in Ordnung sein. Der Hauptinhalt gliedert sich in folgende Stoffgruppen: Devotional, Description of Nature, Dialogues, Pathos, Proverbial Sayings or Maxims. Der letzte der 3 Appendices enthält eine Reihe von Strophen, die Kālidāsas hochentwickelte Vergleichskunst bezeugen. Ein Vorwort N. C. Kelkars in englischer Sprache und eine Kālidāsa preisende Vorrede in Sanskrit aus der Feder M. C. Telliwallas danken dem Sammler für seine Mühen, wobei N. C. Kelkar freilich auch einige berechtigte kritische Bemerkungen miteinfließen läßt. Die Einleitung des Herausgebers bringt für die Datierung Kālidāsas längst Überholtes, das dann aber abgelehnt wird. Des Dichters Heimat ist nach K. A. Padhye Kaschmir, aus welchem Lande dann Kālidāsa nach Ujjayinī oder nach Dhar ausgewandert sein soll. Einer der Beweise für diese These ist ihm, daß K. ein Anhänger der kaschmirischen Pratyabhijñā-Philosophie gewesen sei, deren Grundzüge der Paṇḍit Lachhmidhar Kalla in Appendix A darbietet. Appendix B stammt von Sardar G. N. Mujumdar, Poona. Er berichtet über Kālidāsas Verhältnis zu Musik und Tanz. 2 Unterappendices geben ein Verzeichnis der bei K. begegnenden musikalischen und tänzerischen Kunstausdrücke und Namen mit englischen Übersetzungen und Erklärungen. Der Vorrede des Herausgebers folgen Lobsprüche auf K. in Sanskrit aus Bāṇa, Govardhanācārya, Jayadeva und Rājaśekharasya Sūktimuktāvali; in Englisch aus Goethe (Great German Philosopher), Jones, Monier Williams und Arthur W. Ryder.

Druck und Ausstattung des Buches sind des großen Gegenstandes leider wenig würdig.

Gatty, R.: **Robert Clive and the Founding of British India.** London und New York: G. P. Putnam's Sons 1927. (206 S.) 8°. 2 sh. 6 d. Bespr. von Jarl Charpentier, Upsala.

Die Geschichte der europäischen Kolonisation in Ostindien ist in höchstem Maße eine Geschichte einzelner hervorragender Persönlichkeiten, die mit meistens sehr bescheidenen Mitteln außerordentliche Dinge ausgeführt haben. Aus der kurzen Blütezeit der Portugiesen treten uns die Namen d'Almeida, d'Alboquerque, João de Castro u. a. entgegen. Die Franzosen hatten in Dupleix einen Empire builder, der trotz seines Mißlingens und seiner maßlosen Eitelkeit ein Mann von außergewöhnlichen Proportionen war. Unter den Grundlegern der britischen Herrschaft in Indien ragen besonders Robert Clive und Warren Hastings hervor.

Über beide hat Mitwelt und Nachwelt sehr verschieden geurteilt. Aber trotz der Verleumdungen von Francis, Burke und Macaulay wird man jetzt wohl darüber ziemlich einig sein, daß Hastings nicht nur ein großer Staatsmann, sondern auch ein persönlich unbescholtener Mensch war. Mit Clive scheint es mir aber anders zu stehen. Der Mann war groß, außerordentlich, darüber besteht kein Zweifel. Er lebte in einer sehr korrumpierten Zeit und Umgebung; aber auch wenn man dies in Betracht zieht, kann er lange nicht als untadelig bezeichnet werden. Er war geizig und rücksichtslos, auch persönlich sehr wenig sympathisch. Auch die eifrigen Versuche von Sir George Forrest, ihn völlig zu rechtfertigen, können diesen Eindruck nicht recht schwächen.

Gatty's Buch ist nicht eine eigentlich wissenschaftliche Leistung. Es liest sich aber ganz leicht und macht im allgemeinen einen angenehmen und zuverlässigen Eindruck. Der Verfasser schildert in großen Zügen, was er 'India through the Centuries' nennt, um dadurch einen richtigen Hintergrund für die Gründung der englischen Herrschaft zu gewinnen. Dabei hält

er sich besonders bei Tīmūr und bei den drei größten der Großmogulen, Bābur, Akbar und Aurungzēb auf. Über Clive berichtet er in unterhaltender Weise, ist auch für seine Fehler nicht blind. Zum Schluß folgen einige Kapitel über das britische Indien, wobei besonders Warren Hastings und John Lawrence ausführlicher geschildert werden. Daß Lawrence in dieser Umgebung besonders hervorgehoben wird, mag uns ein wenig verwundern; das beruht aber wohl auf persönlichen Sympathien des Verfassers. Alles zusammengenommen kann das Buch allen historisch Interessierten bestens empfohlen werden.

Shafaat Ahmad Khan: John Marshall in India. Notes and observations in Bengal 1668—1672. Edited and arranged. London: Oxford University Press 1927. (XIII, 471 S., 1 Karte.) 8°. = Allahabad University Studies in History V. 21 sh. Bespr. von Sten Konow, Oslo.

John Marshall gehört nicht zu den großen britischen Pionieren in Indien, er hielt sich nur wenige Jahre im Lande auf. Er kam hinaus als Angestellter der britischen Handelsgesellschaft im Jahre 1668 und starb 1677. Was uns an ihm interessiert ist der Umstand, daß er von Anfang an den Versuch machte, sich in die Verhältnisse einzuarbeiten und eine Reihe ungeordnete Notizen über indische Angelegenheiten hinterlassen hat, die jetzt von Shafaat Ahmad Khan geordnet und herausgegeben worden sind.

Kritisch ist Marshall nicht gewesen. Was ihn interessierte oder ihm sonderbar erschien, hat er sich notiert, so wie er es gesehen oder gehört hat; die verschiedensten Sachen durcheinander. Wir finden trockene Tagebuchaufzeichnungen, zum Teil einfache Angaben über die Route und die Entfernungen, neben Bemerkungen über Erlebnisse, über Sitten und Gebräuche usw. Astrologie, Religion, Heil- und Zauberkunde scheinen ihn stark beschäftigt zu haben und er hat es sogar versucht, das Sanskritalphabet, sowie Arabisch und Persisch zu erlernen und das Bhagavatapurana aus einer persischen Version zu übersetzen. Diese Übersetzung sowie andere Notizen, die im vorliegenden Buche nicht abgedruckt sind, haben heute nur ein historisches Interesse. Es ist aber wahrscheinlich, daß Cowell recht hatte, wenn er 1872 schrieb, daß es für das europäische Wissen über Indien von Bedeutung gewesen wäre, wenn Marshalls Notizen sofort nach seinem Tode veröffentlicht worden wären. Heute haben sie alle weniger Bedeutung, obgleich sich der Sachverständige häufig über die recht naiven Bemerkungen freut. Die beigegebenen Noten und Erläuterungen sind durchgehend gut und zuverlässig.

Prithwis Chandra Ray: Life and Times of C. R. Das, the story of Bengal's Self-expression, being a personal Memoir of the late Deshbandhu Chitta Ranjan and a complete outline of the history of Bengal for the first quarter of the twentieth century. London: Oxford University Press 1927. (XV, 313 S. m. 7 Taf.) 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von Otto Strauß, Breslau.

Es ist kein Meisterwerk historischer Darstellungskunst, das der ehemalige Redakteur der bekannten Kalkuttaer Zeitung „Bengalee" hier dem Publikum vorlegt, — dazu fehlt die souveräne Anordnung des Stoffes, fehlt die Fähigkeit, Charakterbilder führender Persönlichkeiten lebensvoll zu gestalten — aber trotzdem bietet das Buch viel für jeden, der sich für die moderne Politik Indiens interessiert, ist doch das erste Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts eine politische Krisenzeit ersten Ranges in der indischen Geschichte, denn hier zeigen sich die Früchte dessen, was im 19. Jahrhundert geschehen war. Schon vor dem Übergang der Herrschaft von der East India Company auf die britische Krone hatte man erkannt, daß die militärischen, politischen und verwaltungstechnischen Maßnahmen, welche den ursprünglich reinen Handelsinteressen längst zur Seite getreten waren, durch Erziehungseinrichtungen ergänzt werden müßten. Die Ausbildung der höheren bürgerlichen Schicht in englischer Sprache, englischer Geschichte und englischer Lebensauffassung begann schon im letzten Viertel des 19. Jahrh. ihre Folgen zu zeigen: durch den Ausblick nach Westen erfaßte man zum erstenmal den Begriff der Nation und das sprachlich so vielgeteilte Indien fand in der englischen Sprache das Mittel allgemeiner Verständigung für eine gewisse Schicht in allen Teilen des Landes. Aus der Kritik der bureaukratischen Hierarchie entwickelte sich der Kampf gegen die Fremdherrschaft überhaupt — 1906 taucht zum erstenmal das Schlagwort „Svarāj" (Selbstherrschaft) auf, um nun in den verschiedensten Interpretationen immer weitere Volkskreise zu beherrschen. Aber über die Erreichung dieses Zieles gehen die Meinungen naturgemäß weit auseinander: Eine gemäßigte Richtung sucht durch Verhandlungen das in der Montagu-Chelmsford-Reform von 1919 Gebotene organisch weiterzubilden, während die Extremen teils durch Nichtbeteiligung an der neuen aus Engländern u. Indern gebildeten Verwaltung, teils durch destruktive Opposition in den Provinzparlamenten die neuen Einrichtungen ad absurdum führen wollen, ganz zu schweigen von einer Bewegung der Jugend, die mit dem Einschüchterungsmittel der Bombe operiert. All das hat der Verf. in seinem Buch behandelt, und in diese

Zusammenhänge stellt er Chitta Ranjan Das, den 1925 verstorbenen Gründer und Führer der Svarāj-Partei in Bengalen, dem das Volk den Namen „Deshbandhu" (Vaterlandsfreund) gegeben hat. Begabt u. leidenschaftlich, nicht immer klar von Entschluß, bald schwärmend, bald mitreißend, ohne doch den politisch möglichen Weg zum hohen Ziel klar zu erkennen, erscheint er als der rechte Exponent einer ringenden Epoche, die voll zu übersehen heute noch nicht möglich ist. Ein wertvolles Kapitel ist der ehrfürchtigen Kritik Mahātmā Gandhis gewidmet, wichtige Porträts schmücken den Band u. die 8 Appendizes geben politische Dokumente, die im Wortlaut zu lesen höchst nützlich ist. Fügt man schließlich noch hinzu, daß der Verf. mit Erfolg bemüht ist, sachlich zu urteilen, soweit ihm das die zeitliche Nähe u. sein politischer Standpunkt nur irgend gestattet, so fühlt man sich berechtigt, das Buch jedem zu empfehlen, der am modernen Indien interessiert ist.

Ganpat, (M. L. A. Gompertz): **Magic Ladakh**, an intimate picture of a land of topsy-turvy customs and great natural beauty. With illustrations and map. London: Seeley, Service & Co. 1928. (291 S.) 8°. 21 sh. Bespr. von A. H. Francke, Berlin.

Ein Reisebericht in ähnlichem Stil wie Heber's 'In Himalayan Tibet', mit dem es ja auch den Titelausdruck „topsy-turvy" gemeinsam hat; nur daß Heber's Buch noch etwas gediegener ist. Merkwürdig, daß derselbe Verlag innerhalb zweier Jahre zwei so ähnliche Werke über dasselbe Land bringen darf. Gompertz hat das Glück, daß sein urdeutscher Name von den indischen Eingeborenen als Ganpat, Ganeśa, gedeutet wird. Das macht ihnen seine Person empfehlenswert. Es kann auch manchmal anders kommen. Als ein Missionar Pagel auf den Himalaya stieg, mußte er schnell eine Veränderung seines Namens vornehmen; denn Pagel, Pagal, heißt auf Hindustani „verrückt". Ein Glück wars auch, daß ein Frl. Schick schließlich doch nicht nach Leh gesandt wurde, wie die Zeitung gemeldet hatte, denn shig, gesprochen Schick, heißt auf Tibetisch „die Laus". Dieser Ganpat, der übrigens stolz darauf ist, gegen „die Hunnen" gekämpft zu haben, gefällt sich in dem leicht witzelnden Ton, den die englische Aristokratie nach Oscar Wilde angenommen hat. Gegenstand zum Witzeln findet er genug in den vier Religionen, Hinduismus, Buddhismus, Muhamedanismus und Christentum, die er in Ladakh antrifft. Die Wiedergeburtslehre, die ihm viel Spaß macht, ist ihm persönlich sehr einleuchtend; denn das ganze, so öde Land erscheint ihm wie alte Heimat, die er schon einmal geschaut hat. Schließlich meint er, daß er es in früherer Geburt gewiß schon einmal als Esel durchwandert hat. An Belehrung bringt das Buch sehr wenig, wenn auch die Bemerkungen über die Dämonenfurcht der Ladakhis zutreffend sind. Das Kapitel über Geschichte wiederholt einiges von dem, was Cunningham 1854 gesagt hat. Darein mischt er merkwürdigerweise allerhand Brocken aus meiner „History of Western Tibet". Und wieviel wertvolles Material zur Geschichte könnte noch heute aus dem Land geholt werden! Was könnte in den Kapiteln „Ladakhi-Religion", „The Monasteries", „Leh", „Hemis", „The Central Asian Trade Road" nicht alles niedergelegt werden! Aber hier finden sich fast nur Witzeleien. Unter den Bildern ist das, welches als Spitok Gompa bezeichnet ist, das beste. Leider zeigt es nicht das Gompa oder Kloster, sondern nur das Dorf. Das Gompa ist noch höher gelegen.

Dubs, Homer H., Ph. D.: **Hsüntze.** The Moulder of ancient Confucianism. London: Arthur Probsthain 1927. (XXXI, 308 S.) 8°. = Probsthain's Oriental Series, Vol. XV. 24 sh. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Das Leben des auch Sün K'ing oder Sün-tzĕ genannten Philosophen Sün K'uang auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit, die der Bücherverbrennung entgangenen und geretteten Schriften sowie die in diesen Schriften enthaltenen Lehren sind in 16 Kapiteln gründlich und ansprechend behandelt worden. Der Verf. hat sich durch die in einem weiteren Bande der Probsthain Series veröffentlichte Übersetzung des Sün-tzĕ ein großes Verdienst erworben, waren doch bisher Wißbegierige auf ein paar Notizen bei Hirth, Grube, Suzuki und Parker angewiesen, während die einzige ausführlichere Abhandlung in Wiegers Histoire des croyances religieuses etc. (Leçon 33), wie Verf. auf S. 296 richtig bemerkt, insofern irrt, als sie Sün-tzĕ den Konfuzianismus des Konfuzius und Mencius ändern läßt. Die Werke des alten Chinesen selbst bilden also die Grundlage für die lesenswerten Kapitel „Die Grundbegriffe" (IV), „Spekulative Philosophie und Aberglauben" (V), „Die menschliche Natur" (VI), „Die Grundlage der Ethik" (VII), „Li und Jên" (VIII), „Anderweitige ethische Begriffe" (IX), „Musik" (X), „Begierde und Verstand; Psychologie" (XI), „Philosophie der Erziehung" (XII), „Logische Theorie" (XIII), „Ungleichheit" (XIV), „Staatsphilosophie (XV), „Idealismus und das Problem des Übels" (XVI).

Einige unwesentliche Versehen sind mir aufgefallen. So bedeutet die Überschrift eines berühmten Aufsatzes des Han Yü 原道 nicht „The Original Way" (S. XXIV), sondern, wie Erwin von Zach bereits einmal bemerkt hat, „Erforschung des Tao"; 原 ist Verbum, denn die Mandschuversion des Ku-wên-yüan-kien, Kap. 35, S. 1a, übersetzt die beiden chinesischen Wörter mit „doro be fetehe bithe". Nicht erst Mencius hat die menschliche Natur für ursprünglich gut erklärt (S. XXV), sondern Konfuzius hat das selber schon getan; siehe Lun-yü XVII, 2. Sün-tzĕ lehrte bekanntlich das Entgegengesetzte.

Jede sorgfältige Bearbeitung eines bisher unbeachteten Autors ist freudig zu begrüßen, denn Pionierarbeit muß getan und die mannigfachen entgegenstehenden Schwierigkeiten sol-

len überwunden werden, damit unsere Kenntnisse der alten chinesischen Denker tunlichst erweitert werden. Auch dem Verlage Arthur Probsthain in London gebührt Dank, daß er für die Veröffentlichung solcher Arbeiten seine Oriental Series zur Verfügung stellt.

Kou Hong Ming et Francis **Borrey**: **Le Catéchisme de Confucius.** Contribution à l'étude de la sociologie chinoise. Paris: Marcel Rivière 1927. (100 S.) 8°. 8 Fr. Bespr. von Erich Schmitt, Bonn.

Der kürzlich in Peking verstorbene Philosoph Ku Hung-ming, der schon vor einem Menschenalter mit einer modernen Interpretation des Lun-yü unter dem Titel: „The discourses and sayings of Confucius", Shanghai 1898, hervorgetreten war, hat noch in den letzten Jahren seines biblischen Alters es unternommen, die beiden klassischen Schriften, das Ta Hsüeh und das Chung-yung, in seiner Weise modernem Allgemeinverständnis zu erschließen. Wie früher, so steht auch jetzt K. auf dem Standpunkt, daß nicht eine sklavische Gebundenheit an das Wort den Wert einer guten Übersetzung ausmache, sondern vielmehr die freie Wiedergabe des richtig erfaßten Sinnes, was ihm bei dem grundverschiedenen Bau des Chinesischen und der europäischen Sprachen von größter Wichtigkeit zu sein scheint. Trotzdem weiß er die philologisch genauen Übersetzungen eines Couvreur vollauf zu würdigen; dennoch aber schreibt er S. 10: „Cette traduction a de grands mérites, mais il demeure qu'elle est, parfois, trop littérale, malgré les efforts du traducteur pour s'élever au sens général; j'allais dire ésotérique. Certains passages sont à redresser. Le P. Jésuite ne pouvait, malgré sa grande science, les comprendre tout à fait. Pour les saisir à plein, il faut avoir le Chinois dans les moelles, l'avoir sucé avec le lait de sa nourrice."Zweifellos ist etwas Wahres an der Behauptung; wenn K. aber aus seiner Muttersprache ins Französische übersetzt — auch wenn ihm ein Franzose dabei hilft — so liegt für ihn die Gefahr sehr nahe, nicht mit der ganzen geschichtlich gewordenen Atmosphäre eines Wortes oder einer Redensart, die er als Äquivalent für einen chinesischen Ausdruck nimmt, vertraut zu sein. Das zeigt sich gleich bei der Wiedergabe der beiden zugrunde gelegten Bücher, deren Titel er übersetzt: L'art de vivre" und L'éducation supérieure". Das erste soll das Chung-yung bedeuten. Couvreur gibt nach Chu-hsi folgende Definition: 中 vertu qui se tient à égale distance des deux extrêmes et ne se dément jamais. De Groot faßte das Zeichen 中 im Sinne von 冲, wie dieses im Tao te king vorkommt, also als leer, sc. von Leidenschaften, auf, da das Chung-yung eine Darstellung vom Tao des Edlen, Chün-tze, gibt. In beiden Interpretationen steckt also unzweifelhaft der Begriff eines moralischen Zwangs, dem der Edle zwecks Erreichung seines Zieles zu folgen hat. In K.s Übertragung „l'art de vivre", also „Lebenskunst", steckt aber nichts von diesem moralischen Zwang, vielmehr das Gegenteil. Danach erscheint mir K.s Interpretation zu europäisch gedacht, also mit einem falschen Unterton. Ta Hsüeh 大學 gibt K. wieder mit „l'éducation supérieure". Die beiden Zeichen bedeuten wohl auch dieses, aber dennoch hat man bei der genannten Übersetzung unwillkürlich die Ideenassoziation von éducation professionale usw., also von etwas Schulmäßigem. In dem Ta Hsüeh handelt es sich aber um den Grundgedanken der Lebensphilosophie: der Selbstkultur des einzelnen, die nur durch Wissen erreicht werden kann. Wie weit der Mitverfasser B. an der Prägung dieser Übersetzung beteiligt ist, entgeht meiner Kenntnis. Man spürt aber deutlich, daß die Inponderabilien der einzelnen Begriffe verlorengegangen oder ungedeutet sind. Auch in manchen der abweichend übersetzten Textstellen zeigt sich diese Erscheinung. So übersetzt er z. B.: 作新民 faire une nouvelle et meilleure société. Konfuzius wollte aber keine neue Gesellschaftsordnung schaffen, sondern nur die alte der goldenen Zeit des Yao und Schun wiederherstellen. Dieser Begriff „nouvelle société" überträgt unberechtigte moderne soziologische Tendenzen ins Altertum. Die Zeichen 正其心 gibt er wieder mit „classer leurs pensées" und 誠其意 mit „penser juste". Er sieht sogar in 誠意 das sokratische connais-toi toi-même. Das ist wieder ein Schritt zu weit in der Deutung, denn diese beiden Zeichen heißen nur (nach Couvreur) „rendre ses intentions parfaites". Bei der Wiedergabe der Zeichen 明明德 mit „développer l'intelligent pouvoir moral" geht allerdings die zwiefache charakteristische Verwendung des Begriffes 明 verloren, die Legge mit seinem „to illustrate illustrious virtue" bewahrt hat. Gelegentlich ist die freie sinngemäße Wiedergabe unvergleichlich viel besser. Z. B. schreibt K.: „Avec quelle ferveur il s'efforca de réaliser ses idéaux" (S. 28), während Legge das in Frage stehende Zeichen 止 wörtlich und unverständlich wiedergibt mit: „With how bright and unceasing a feeling of reverence did he regard his resting places." Und fortfahrend schreibt K.: „En tant que gouvernant, son ideal fut d'aimer l'Humanité," wofür Legge schreibt: „As a sovereign, he rested in benevolence." In diesem Falle haben wir es mit einer glücklich gewählten

Ausdeutung des Begriffes 止 „verweilen" zu tun, die mir durchaus annehmbar erscheint. — Manche der Vergleiche aber sind unhaltbar; so z. B. der (S. 97), wo im Chung-yung XXX (K. schreibt XXXI) von Konfuzius gesagt wird, „er kann mit dem Himmel und der Erde verglichen werden, mit den vier Jahreszeiten und Sonne und Mond", und wo K. hinzufügt: Quoi qu'il dise, tous les gens croiront à sa parole. („C'est le Messie".) Hier ist offensichtlich der glorifizierte Konfuzius der späteren konfuzianistischen Anschauung mit der historischen Persönlichkeit identifiziert, mithin völlig verzeichnet.

Ich komme also zu dem Schluß, daß eine sinngetreue Übertragung einer wortgetreuen nicht nur ebenbürtig, sondern auch überlegen sein kann, solange die Deutung des Sinns in den kulturhistorischen Grenzen bleibt und eine restlose Ausdeutung ist und nicht, wie das leider im vorliegenden Buche häufig der Fall ist, zur modernisierten unhistorischen Umdeutung wird.

Der Titel des Buches fordert noch die Kritik heraus. Die beiden chinesischen Bücher stammen ja nicht von Konfuzius, sondern von seinem Enkel Tze-Sse und enthalten viele Zusätze gedanklicher Art aus dieser späteren Zeit. Im übrigen ist das Chung-yung bereits stark mit taoistischer Spekulation durchsetzt, so daß es nicht die reine Lehre des Konfuzius wiedergibt.

Zum Schluß sei noch die Frage aufgeworfen, warum das Schi-king immer mit „Livre des Songes" zitiert wird.

Ball, Katherine M.: **Decorative Motives of oriental Art.** London: John Lane The Bodley Head Ltd., New York: Dodd, Mead & Co. 1927. (XXVI, 286 S., 673 Textabb.) 4°. £ 2. 12. 6. Bespr. von E. Kühnel, Berlin.

Der Titel ist in doppelter Hinsicht ungenau. Erstens berücksichtigt das Buch nicht die verschiedenen Gebiete orientalischer Kunst, sondern eigentlich ausschließlich diejenige Ostasiens, mit gelegentlichen Streiflichtern auf westliche und amerikanische Parallelen. Zweitens sind nicht alle Arten dekorativer Motive behandelt, sondern nur Tierdarstellungen und gewisse Embleme, die mit ihnen zusammenhängen. Mit dieser Einschränkung erfüllt die aus den verschiedensten Quellen schöpfende Publikation durchaus ihren mehr folkloristischen als ikonographischen Zweck. Sie erschien zuerst in Form einzelner Aufsätze in der von einer japanischen Schiffahrtsgesellschaft herausgegebenen Zeitschrift „Japan" und ist von der Leiterin des Kunstunterrichts an den Volksschulen von San Francisco verfaßt.

Die Anordnung des Stoffes ist übersichtlich; in einzelnen Kapiteln werden nacheinander die verschiedenen Tiermotive in ihrer symbolischen und ethnologischen Bedeutung erläutert und dabei auch entlegenere Legenden, Volksbräuche usw. verzeichnet. Ein Versuch, den kunstgeschichtlichen Ablauf der Darstellungsformen zu verfolgen, wurde nicht unternommen, und bei der Wahl des Abbildungsmaterials wurde nicht gerade kritisch verfahren. Die größere Hälfte der Illustrationen ist nach japanischen Holzschnitten — meist aus dem Besitz der Verf. — hergestellt, während die Bevorzugung älterer chinesischer Kunsterzeugnisse zweifellos zweckdienlicher gewesen wäre. Indische Objekte sind gelegentlich zum Vergleich herangezogen worden, solche aus dem islamischen Bereich nur in zwei Fällen. Vor allem vermißt man eine Berücksichtigung der so charakteristischen vorderasiatischen Prägungen wenigstens der wichtigsten seit der Mongolenzeit gebräuchlichen Fabeltiere, und im einzelnen wäre noch manches zu bemängeln. Trotzdem darf man das inhaltreiche Werk nicht nur dem gebildeten Laien empfehlen, für den es in erster Linie gedacht ist, sondern auch dem spezieller Interessierten, dem es als brauchbare Zusammenstellung willkommen sein wird.

Ballot, M.-J.: **Les Laques d'Extrême-Orient.** Chine et Japon. Paris: G. van Oest 1927. (38 S., XXXII Taf.) 8°. = Architecture et Arts Decoratifs. Bespr. von A. Breuer, Berlin.

Dieses kleine Buch gehört zu der Sammelgruppe „Architecture et Arts décoratifs", welche unter Leitung des Direktors Louis Hautecoeur herausgegeben wird. Die Verfasserin behandelt auf den ersten 10 Textseiten die Lacke Chinas, die nach der Technik geordnet sind (Laques peints, sculptés und les laques de Coromandel), während die Lacke Japans in chronologischer Ordnung bei weitem den größeren Teil des Textes und der Abbildungen ausmachen. M^lle Ballot sagt auf S. 16: „Nous ne nous étendrons pas plus sur les laques chinois, leur valeur artistique étant moins estimée que celle de leurs voisins les laques japonais". Wie aus den spärlichen Abbildungen chinesischer Lacke in diesem Werke hervorgeht, scheint Verfasserin mit guten Stücken der älteren Lackkunst Chinas nicht in Berührung gekommen zu sein; sonst würde sie den Lackgeräten dieses Landes, trotz ihrer technisch manchmal weniger vollkommenen Ausführung, gerade aus künstlerischen Rücksichten den Vorzug geben. Die Lackgeräte aus dem 8. Jahrhundert im Schatzhause Shosoin zu Nara, welche zum größten Teile chinesischen Ursprunges sind und die zu

den wundervollsten Erzeugnissen der Lackkunst aller Zeiten gehören, sind weder im Texte noch in den Abbildungen erwähnt. Auch vermisse ich in der Literaturangabe, die nebenbei nur europäische Veröffentlichungen umfaßt, verschiedene Arbeiten, die in England erschienen sind und wertvolles Material über die chinesische Lackkunst liefern.

Recht gut und eingehend ist die Beschreibung der Lackkunst Japans; ihre künstlerischen Erzeugnisse werden von ihrem ersten Auftreten in der Narazeit (710—794) bis zu der überreifen Technik des 18. und 19. Jahrhunderts genauer geschildert und auf 24 Tafeln vorgeführt. Die Lackkunst Chinas ist nur durch 8 Tafeln vertreten. Die Verf. erwähnt auch kurz die Entwickelung der mannigfaltigen Technik sowie die Schulen und Namen der bedeutenden japanischen Lackmeister, wobei sie eine besondere Vorliebe für die kleinen Luxusobjekte — Kogos und Inros — der Tokugara-Periode zeigt.

Die Abbildungen sind recht gut und deutlich; sie erlauben eine sichere Beurteilung der einzelnen Objekte auch ohne Wiedergabe in Farben und Gold. Die Datierung der zwei kleinen Dosen auf Tafel 1 — Lotusranken in Perlmutt auf schwarzem Grunde — erscheint mir verfrüht. Bei dem fast vollständigen Mangel historisch beglaubigter Stücke aus den früheren Perioden Chinas ist die Datierung natürlich schwierig und muß sich neben der Beurteilung des Materials vorwiegend auf Stilvergleichung stützen.

Das kleine Werk der M^lle^ Ballot ist wertvoll als Einführung für angehende Sammler der ostasiatischen Lackkunst; ein erschöpfendes Buch über die Lackkunst Chinas kann vorläufig noch nicht geschrieben werden.

Hail, Prof. William James: **Tsêng Kuo-fan and the Taiping Rebellion** with a short sketch of his later career. New Haven: Yale University Press 1927. (XVII, 422 S.) 8°. 18 sh. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

In den ersten sechs der 17 Kapitel schildert der Verf. die Militärorganisation und die Zivilverwaltung des chinesischen Reiches unter den Mandschus, die Anfänge der Taiping-Sekte in Kuangsi, ihre Ausbreitung nordwärts, die von mißverstandenem Christentum beeinflußte Religion der Taipings, deren Gründer Hung Siu-ts'üan sich den jüngeren Bruder Christi nannte, sowie die militärischen, staatlichen und sozialen Einrichtungen der Insurgenten. Kapitel 7 bis 13 berichten von der Aufstellung einer neuen kaiserlichen Armee durch Tsêng Kuo-fan, deren Operationen gegen die Rebellen und dem Ende des Aufstandes nach der Einnahme von Nanking. Besonders interessant ist Kapitel 12, welches sich mit der Stellung der Ausländer zur Rebellion befaßt und mit der Legende aufräumt, daß der zum kaiserlichen General ernannte englische Oberst Gordon mit seiner „Ever Victorious Army" den Kaiserlichen den endgültigen Sieg erfochten hätte. In Wirklichkeit hat dieser Haufe von 2250 zuchtlosen Abenteurern aus aller Herren Ländern nur auf Nebenkriegsschauplätzen operiert und feindliche Kräfte gefesselt, während die Eroberung der Provinzen Anhui und Kiangsi sowie die schließliche Einnahme der Taipingresidenz Nanking das Werk des kaiserlichen Oberbefehlshabers Tsêng Kuo-fan und seiner Generäle gewesen ist. Die Schlußkapitel geben eine Darstellung von Tsêng's Tätigkeit als Generalgouverneur in Nanking und später in Tschili und einen Überblick über seine Lebensphilosophie.

Das Buch ist nach gründlichem Studium nicht nur der abendländischen, sondern auch der chinesischen Quellen geschrieben und nach wissenschaftlich-kritischer Methode ausgearbeitet worden — auf dem Gebiete der neueren chinesischen Geschichte, auf dem schon so viel gesündigt worden ist, ein unerhörtes Novum. Es ist nur zu wünschen, daß möglichst viele Episoden der langen Geschichte Chinas mit der gleichen Sorgfalt und Liebe untersucht und dargestellt werden möchten.

Bei der Erforschung der chinesischen Quellen ist der Verf. von einigen chinesischen Mitgliedern seiner Fakultät an der Yale-Universität in Ch'ang-sha unterstützt worden. Daher ist es verwunderlich, daß in der angehängten Bibliographie auf S. 384 als Hauptquelle ein Werk P'ing-ting Yüeh-fei Chi-lüeh genannt wird, das auf Veranlassung Li Hung-chang's in 18 Teilen und 7 Bänden zusammengestellt worden sein soll. Ich habe dieses Werk nicht gesehen, muß aber bemerken, daß „the standard history of the Taiping rebellion" den Titel K'in-ting-Tsiao-p'ing-Yüeh-fei-fang-lüeh, „Operationen zur Ausrottung und Unterwerfung der Rebellen von Yüeh" führt; dieses Riesenwerk ist die letzte Veröffentlichung des Pekinger Fanglüeh-kuan, der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Kün-ki-ch'u oder Staatsrates gewesen; es enthält die amtlichen Urkunden über den Aufstand, insbesondere die Berichte an den Thron und die Verfügungen des Kaisers, vom 28. Juni 1850 bis zum 14. März 1866 in nicht weniger als 420 Kapiteln. Es ist bedauerlich, daß dieses erste Standardwerk nicht benutzt worden ist.

Schlecht weggekommen sind die Mandschunamen bei der Umschreibung. Statt Naur-ching-ê, T'a Chi-pu, Tahunga und Tehsinga z. B. müßte es heißen Nergingge, Tacibu, Da-

hûngga und Dehingga. Der tibetische Name eines Mongolengenerals sollte nicht Senkolintsin, sondern besser Senggerintsen geschrieben werden u. s. f. Es handelt sich hier zwar nur um eine Kleinigkeit, aber sie beweist, daß jeder, der sich mit geschichtlichen Ereignissen aus der Zeit der Mandschudynastie befaßt, es nicht versäumen sollte, sich einige Kenntnisse der Mandschusprache anzueignen.

Sun Yat-sen: Die Grundlehren von dem Volkstum. Die drei nationalen Grundlehren. I. Teil. Ins Deutsche übertragen von Tsan Wan, Lektor am Ostasiat. Seminar zu Leipzig. Berlin: Schlieffen-Verlag 1927. (203 S.) kl. 8°. RM 3.50; geb. 5.50. Bespr. von Erich Schmitt, Bonn.

Sun Yat-sen, der in Amerika ausgebildete Arzt und radikalste Fortschrittspolitiker, trat, wie bekannt, für die gänzliche Umgestaltung des alten China ein und wurde Führer der republikanischen Partei Kuo-min-t'ang. Die vorliegende Schrift bildet das erste Buch des 4. Teils seines Werkes „Plan für den Aufbau des Reiches". Die drei ersten waren „Geistiger Aufbau", „Stofflicher Aufbau" und „Gesellschaftlicher Aufbau". Der vierte Teil ist betitelt „Aufbau des Staates", dessen erstes Heft „Die Grundlehren von dem Volkstum" behandelt. S. ist strenger Republikaner, der bekanntlich auf Abdankung der Mandschu-Dynastie bestand, so daß Yüan Schi-kai schließlich dieser Forderung nachgeben mußte. Daß S. mit seinen Reformplänen wirklich nur das Wohl seines Landes im Auge hatte und nicht etwa persönliche Absichten verfolgte, hatte schon die großartige Tat seiner Abdankung als Präsident der provisorischen Regierung bewiesen. Durch diesen Verzicht hatte er den Zerfall Chinas in Nord und Süd verhindert. Aus den vorliegenden sechs Reden läßt sich das gleiche Motiv entnehmen. S. sieht als Hauptgrund für den sozialen, politischen und geistigen Tiefstand Chinas den Mangel an Volkstumsbewußtsein. So fordert er (S. 169) „Erkennen der ungeheuren Gefahren, die unserem Volke drohen, und Zusammenschließen der einzelnen Familien- und Geschlechterverbände zu dem großen, starken Staatsbürgerverband". Ist dieses Volkstumsbewußtsein, das in den Glanzzeiten der chinesischen Geschichte immer vorhanden gewesen war, aber in den rund 250 Jahren der Mandschuherrschaft gewaltsam unterdrückt worden ist, erst einmal wieder hergestellt, „wie könnten wir dann an dem Wiederaufstieg unseres Vaterlandes verzweifeln?", sagt er S. 163. Dieses Volkstumsbewußtsein ist die Grundlage für die Selbständigkeit des Volkes, wobei er immer auf Japan als Vorbild hinweist, das wohl europäische Wissenschaft und Technik übernommen, aber darum noch lange nicht sein altes echtes Volkstum aufgegeben habe. In allen Großmächten sieht er eine Bevölkerungszunahme, nur nicht in China (er weist aber nicht auf die Unsicherheit der chinesischen Volkszählungen hin), und er schließt daraus, daß die chinesische Rasse allmählich untergehen werde, ähnlich wie die der Indianer(!). Man sieht, S. ist eben weniger Staatsmann als vielmehr Agitator und Reformator. Sein grau in grau gemalter Pessimismus weiß durch einfache, klare, dem simplen Hirn der Massen leicht faßliche Vergleiche agitatorisch zu wirken. Manches ist schief gesehen und entstellt durch die Rednergabe politischer Schwärmerei; z. B. wenn er S. 46 schreibt: „Den Weltkrieg nannte man einen Krieg um den Platz an der Sonne, d. h. die europäischen Völker, die ihren Wohnsitz am Rande der kalten Zone haben, kämpften um die Gebiete in den warmen und gemäßigten Zonen. (!) Es war also im wahrsten Sinne des Wortes ein Kampf um den Platz an der Sonne."

Trotz aller Reformen aber — und da zeigt sich der Stolz des Chinesen auf seine 4 Jahrtausende alte Kultur — erkennt er Chinas Überlegenheit in politisch-philosophischen Dingen an: „Schon in alter Zeit haben die Philosophen über das Verhältnis des einzelnen zum Staate tiefe und klare Gedanken gehabt. Wir halten die europäischen und amerikanischen Staaten der neuen Zeit für hoch entwickelt. In politisch-philosophischen Dingen sind wir ihnen jedoch über. Kein ausländischer Staatsmann oder Philosoph hat so tiefgründige politisch-philosophische Gedanken gehabt wie unsere Meister, keiner hat diese Gedanken vollkommen verstanden" (S. 181). Der Stolz geht noch weiter: „Wir müssen heute von den Europäern das lernen, was es bei uns nicht gibt, nämlich die Wissenschaften. Die Europäer bemühen sich, von uns die Kunst des philosophischen Denkens anzunehmen (sic!). Genossen! Ihr wißt doch alle, daß Deutschland in der Welt in den Wissenschaften voran ist. Trotzdem wollen die deutschen Gelehrten noch die chinesische Philosophie und den indischen Buddhismus erlernen, um die Einseitigkeit ihres Wissens zu beseitigen" (S. 138 f). S. glaubt auch, daß die Chinesen sich leichter zu einem geeinten Volk zusammenschließen können, denn „die ausländischen Staaten setzen sich aus lauter Einzelwesen zusammen. Ihre Gesetze werden nur auf den einzelnen Staatsbürger angewandt. Da die Masse der Einzelpersonen den Staat bildet, gibt es zwischen Einzelmensch und Staat kein Bindeglied. In China steht es damit viel besser: Wir haben neben den Einzelmenschen noch die Familien-

— und Sippenverbände. Läßt sich jemand etwas zuschulden kommen, wird das Familienoberhaupt zur Rechenschaft gezogen". Vor allem aber eifert er gegen den imperialistischen Internationalismus Europas, der doch nur die schwachen Völker ausnutzt. „Wir müssen zusammen mit den schwachen und unterdrückten Völkern gegen die imperialistischen Mächte der Erde kämpfen. Das ist die heilige Pflicht, die uns der Himmel auferlegt hat.... Reichen wir den geknechteten Völkern die Hand zum Kampfe gegen den Imperialismus!" (S. 199).

So sind trotz mancher Schwächen und Verkehrtheiten diese Reden an die „Genossen" voll aufrichtiger Sorge um das Wohl des eigenen bedrängten Volkes. Sun will es durch Annahme der europäischen Neuerrungenschaften der letzten 200 Jahre auf das gleiche Niveau wie Europa stellen, doch dazu bedarf es zunächst der Weckung des Volkstumsbewußtseins, das aus der konfuzianischen Forderung entsteht, daß erst das Wesen der Dinge erforscht sein muß, um das Wissen vollständig auszubilden, die Gedanken wahr und das Herz untadelig zu machen, worauf das eigene Ich, dann die Familie und schließlich der Staat in Ordnung gebracht werden muß; dann herrscht in der Welt Eintracht und Friede. — Die Übersetzung des chinesischen Lektors Tsan Wan ist beinahe deutsch.

Murdoch, James: **A History of Japan**, Vol. III: The Tokugawa Epoch, 1652—1868. Revised and edited by Joseph H. Longford. London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1926. (XVIII, 823 S.) gr. 8°. 45 sh. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Der lang erwartete dritte Band eines Werkes, auf das England stolz sein kann.

Der zweite Band erschien 1903 mit dem Titel: A History of Japan during the century of early foreign intercourse, 1542—1651, im Verlag des Kobe Chronicle (später Japan Chronicle). Der erste Band, welcher die japanische Geschichte von den Anfängen bis zur Ankunft der Portugiesen 1542 behandelt, wurde von der Asiatic Society of Japan, 1910, herausgebracht. —

James Murdoch, geboren 1856 in dem Dorfe Stonehaven bei Aberdeen, ist ein Beispiel, an denen seine schottische Heimat nicht arm ist, dafür, daß sich gute wissenschaftliche Anlagen, außergewöhnliche Arbeitskraft und alle Hindernisse überwindende Beharrlichkeit überall durchzusetzen wissen; und es war ein abenteuerliches Leben, welches Murdoch von England nach Japan und Australien führte.

Nachdem sich dem Verfasser in der Arbeit über „das Jahrhundert des frühen fremden Verkehrs mit Japan" die japanische Geschichte als ein Gegenstand von hohem Interesse enthüllt hatte, unternahm es der fast Fünfzigjährige, der sich bei Kagoshima eine Obstfarm gekauft hatte, die japanische Sprache zu lernen. Sein Ziel war, auf Grund japanischer Quellen dem ersten Bande einen zweiten über die frühere und zwei weitere über die spätere japanische Geschichte folgen zu lassen. Der letzte sollte von Meiji handeln und ist nie geschrieben worden, aber auch der vorletzte war beim Tode des Verfassers noch nicht druckreif, so fleißig Murdoch auch in den letzten fünf Jahren seines Lebens, die er als Professor der japanischen Sprache in Melbourne zubrachte, daran gearbeitet und eine erstaunliche Menge von Material dafür durchforscht hatte. Aber der schließliche Vollender der Handschrift, Professor Joseph H. Longford[1], ein Irländer, s. Zt. lange Jahre als Britischer Konsul und Richter in Tokyo, Hyōgo, Hakodate, Tainan, Tamsŭi und Nagasaki, sollte die Veröffentlichung des Bandes nicht mehr erleben; er starb am 12. Mai 1925 (s. Transactions and Proceedings of the Japan Society in London, vol. XXII).

Man mag sich nun vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus zu der Murdoch'schen Geschichte stellen wie man will, sie ist eine kulturelle Großtat: nämlich bis jetzt die einzige ausführliche Geschichte von Japan in einer abendländischen Sprache, die den Zeitraum vom Altertum bis zum Eintritt der Neuzeit 1868 umfaßt. Sie verzichtet allerdings auf streng wissenschaftlichen Charakter, bringt eine Angabe von Quellenwerken nur im letzten Bande und auch da in sehr abgekürzter Form, vermeidet japanische Schriftzeichen und macht von Anmerkungen wenig Gebrauch. Dagegen ist die Darstellung überall von einer Lebendigkeit, die nicht umhin kann, dem Werke bei allen des Englischen mächtigen Lesern Freunde zu erwerben. Frei von Tendenz hat Murdoch, dem eine gute humanistische Bildung und eine klare, kräftige Schreibweise eignete, es verstanden, mit der Kritik des gesunden Menschenverstandes, gelegentlich nicht ohne Ironie, die Ereignisse, die Wandlungen und die Persönlichkeiten der japanischen Geschichte zu erfassen und dem Abendländer in der Beleuchtung näherzubringen, wie sie sich ihm, einem gründlichen Kenner Japans, bei seinen Quellenstudien ergeben hatten. In zweiter Ehe mit einer Japanerin verheiratet und bis zuletzt in Kagoshima ansässig, hatte Murdoch nicht nur tiefen Einblick in das japanische Leben der Gegenwart

1) Er ist bekannt durch sein 1911 erschienenes Buch: The Story of Korea, London, T. Fisher Unwin.

gewonnen, sondern sah sich in Satsuma, dessen Clan in der Epoche der siegreichen modernen Kriege Japans die größte Rolle spielte, von den lebendigen Abkömmlingen der japanischen Ritterschaft umgeben. So ist der dritte Band seines Werkes, der sich mit der Geschichte der Tokugawa-Zeit befaßt, wiederum ausgezeichnet durch ein von Anschauung getragenes Verständnis für den kulturgeschichtlich ungeheuer mannigfaltigen Gegenstand; ihm nicht zu erliegen, sondern ihn zu meistern ist damit Murdoch, in seiner im besten Sinne populären Darstellung, durch drei Bände hindurch gelungen.

Neben den vortrefflichen Anfängen zu einem umfassenden wissenschaftlichen deutschen Werk, welche in den beiden ersten Bänden der Nachod'schen Geschichte von Japan vorliegen[1], wäre auch bei uns noch Raum für eine Geschichte von Japan von der Murdoch'schen Art, am besten wohl einer stellenweise verkürzten Übersetzung der drei Bände.

Hara, Katsourô: **Histoire du Japon des Origines à nos Jours.** Paris: Payot 1926. (306 S.) gr. 8°. = Bibliothèque Historique. 25 Fr. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Ein Buch von 306 S., eingeteilt in 14 Kapitel, alles in allem in flüssigem Französisch gemeinverständlich abgefaßt.

Die einzelnen Kapitel behandeln, nach einer Einführung, Rasse und Klima; das vorbuddhistische Japan und die Einführung der chinesischen Zivilisation; das Anwachsen der kaiserlichen Macht und die Zentralisation; die Neuorganisation des Staates; den Höhepunkt des neuen Regime — Stillstand — Entstehen der Militärregierung; die Militärregierung — die Taira und Minamoto — das Shogunat von Kamakura; die Bildung der Nation und die politische Auflösung des Landes; das Ende des Mittelalters; den Übergang des mittelalterlichen in das moderne Japan; das Shogunat der Tokugawa; ihre Regierungspolitik; Kultur und gesellschaftliches Leben unter dem Tokugawa-Shogunat; die Restauration von Meiji; Schluß.

Der Verfasser beabsichtigt, dem französischen Publikum einen allgemeinen Überblick über die japanische Geschichte zu geben, „nicht von dem Japan der Kuriositätensammler, sondern von dem Lande, dessen Bewohner sich bemühen fortzuschreiten und ihr Scherflein beizutragen zu der allgemeinen Entwickelung der Weltzivilisation". Er verwahrt sich ausdrücklich gegen chauvinistische Darstellung und nimmt sich vor, sich „in Gedanken an die Stelle eines fremden Lesers zu versetzen, der frei ist von allen nationalen Vorurteilen, jedoch schon eine sehr tiefe Sympathie für Japan hegt". Er möchte seinen französischen Lesern als Japaner sein Land und dessen Geschichte im Lichte der Wahrheit zeigen, damit die Welt die Persönlichkeit, das Temperament und die charakteristischen Wesenszüge Japans in Gegenwart und Vergangenheit erkenne. Man muß dem Verfasser zubilligen, daß er sich im Laufe seines Buches ernstlich bemüht, diese vornehme Darstellungsweise innezuhalten.

Das Buch erscheint, seinem Zweck angemessen, in geschickter Weise den mit Japan sympathisierenden Wesenszügen der französischen Nation angepaßt.

Ungern vermißt man bei dem Buche einen Index; die Anfertigung eines solchen hätte wohl auch zur Entdeckung eines Schreibfehlers geführt: S. 227 muß es nicht heißen Engelhardt Kaempfer, sondern Engelbert Kaempfer.

---

1. **Irisawa**, Prof. Dr. T.: **Über die Sitzweise der Japaner.** Tokyo: Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens und Leipzig: Verlag der Asia Major 1927. (27 S.) 8°. = Mitteilgn. d. Dtsch. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Bd. XXI, Teil D. RM 3—.
2. **Bohner**, Alfred: **Japanische Hausmittel.** Das Buch „Kokon Chie Makura" übersetzt. Tokyo: Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens und Leipzig: Verlag der Asia Major 1927. (68 S.) 8°. = Mitteilgn. d. Dtsch. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Bd. XXI, Teil E. RM 4—. Bespr. von Reinh. F. G. Müller, Einsiedel, Bz. Chemnitz.

1. J. schildert die Eigenarten der „korrekten japanischen Sitzweise", d. h. das Sitzen auf den Fersen bei geschlossenen und im Knie gebeugten Schenkeln sowie gestreckten Fußgelenken. Nach reichlich angeführtem, aber in Einzelheiten nicht hinreichend fixiertem Bildmaterial wird gefolgert, daß die genannte Sitzart erst etwa seit 200 Jahren in Japan allgemeine Verbreitung gefunden habe. Die Belege hätten wohl erlaubt, auf die Ursachen oder Beweggründe der Sitzweise näher einzugehen. Nur Änderungen des Hausbaues und die Verwendung von Matten werden andeutungsweise in Bezug gesetzt. Wieweit solche Verhältnisse genetisch primär oder sekundär bei den vorliegenden und verwandten Fragen in Betracht kommen, müßte noch untersucht werden, auch nach der Seite fremder Einflüsse, z. B. der des Buddhismus.

2. B. veröffentlicht die Übersetzung eines 206 Jahre alten kleinen Buches: „Kopfkissen des Wissens von einst und jetzt", welches in Kyoto

1) Der zweite Band von Nachods Geschichte von Japan ist im Verlage der Asia Major in Leipzig im Erscheinen; er umfaßt die Zeit von 646 bis ca. 850 n. Ch.

erschienen ist. Es enthält in 3 „Bänden" 125 Rezepte, denen in einem Anhang noch 29 angegliedert werden, welche einer ähnlichen Sammlung („Geheimrezeptsack") entstammen. Die Originalholzschnitte sind reproduziert. Die Mittel erstrecken sich auf das öffentliche und private Leben der Japaner, zumal auf „Essen und Schlafen", „Zauberei und Medizin" und bilden einen schätzenswerten Beitrag kulturhistorischer Belange.

Vries, G. de: Bij de Berg-Alfoeren op West-Seran, zeden gewoonten en mythologie van een oervolk. Zutphen: W. J. Thieme & Cie. 1927. (XI, 306 S.) 8°. Bespr. von Alfred Maaß, Berlin.

Der Verfasser, 1. Leutnant der niederländisch-indischen Armee hat neben seinem Beruf es in glücklicher Weise verstanden, uns mit seinem Werk zu erfreuen, das uns zu der kleinen Molukken-Insel Seran oder Ceram in der Bandasee leitet. Mit den Stämmen der Bergalfuren auf der westlichen Seite dieser Insel werden wir vertraut gemacht. Diese ethnologische Studie dringt liebevoll ein in ein Gebiet, von dem selten größere Berichte zu uns gelangen. Das Volksleben in seinen Sitten und Gebräuchen vom Stamme der Honitetu-Alfuren im Verein mit den Ahiolo-Stämmen schildert der Verfasser, und zwar in klarer, übersichtlicher und eingehender Weise. Sehr wertvoll will es mir scheinen, daß er Zeit und Mühe aufgewendet hat, um in die Sagen- und Märchenwelt dieser Inselbewohner einzudringen, deren Auswertung für die weitere Mythenforschung noch manches gute Resultat zeitigen dürfte, namentlich bei einer Vergleichung mit den umliegenden Inselgruppen.

Wer das Werk liest und den Forschungen wie Ergebnissen des Verfassers folgt, wird zu dem Schluß gelangen, daß der Zweck der Schilderungen, die der Verfasser seinen Lesern gibt, erreicht ist, d. h. unsere Kenntnisse über zwei Bergstämme der Insel Seran durch die Forschungsergebnisse des Verfassers erweitert und vertieft worden sind. Ich zweifle nicht daran, daß sich de Vries mit diesem Werk einen Platz als Ethnologe erobert hat.

Zu OLZ 1928, Sp. 778.

Ich bin O. Pretzl äußerst dankbar, mich mit seinem Verbesserungsvorschlag (O. Spies, Türk. Erz. p. 47, 11, پرده hier gleich „Melodie") zur erneuten Beschäftigung mit Ḫālide Edīb's Satz سس حاکم بر حزن پرده‌سیله بو (sic!) بر سکونتی بیرتار کبی چینلاتیردی angeregt zu haben. Das Verbum بیرتمق sowie der Umstand, daß man sich bei Ḫālide Edīb auf sonderbare Bilder gefaßt macht, ließ mich an der Bedeutung „Vorhang" festhalten. Über den Übersetzungsvorschlag O. Pretzls hinausgehend, möchte ich jetzt noch folgende syntaktische Verbesserung angeben: „erklang eine Stimme, die mit einer vorherrschenden Traurigkeitsmelodie gleichsam diese Stille zerriß :".

H. W. Duda

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Journal of the Ceylon Branch of the Royal Asiatic Society 30 1926 (Ausg. 1927):
79 169—180 P. E. Pieris, The Danes in Ceylon. — 192—211 W. A. de Silva, Sinhalese magic and spells. — 215—256 Extracts from the Dag-Registers of Batavia, transl. and compiled by F. H. de Vos. (Forts.). — 257—270 H. C. P. Bell, Excerpta Máldiviana. No. 5, The Máldive islanders: physical traits and general characteristics. (12 Abb. auf 6 Taf.). — 271—279 H. W. Codrington, The Ihala Puliyankulama pillar (1 Taf.; singhales. Inschrift vom J. 9 des Parākramabāhu I. = 1162/63). — 280—285 F. Lewis, Note on an image obtained at Silavatiparvata Temple. (1 Taf.)
W. P.

Journal des Débats vom 26. 11. 1927:
Alex. Moret, L'Education d'un Prince royal égyptien de la IX Dynastie (zum Pap. Petersburg 1116A).
O. K.-P.

Journal and Proceedings of the Asiatic Society of Bengal N. S. 22 1926 (Ausg. 1927):
3 133 J. H. Hutton, A Naga Hills celt. (m. Abb.). — 135 Upendra Nath Brahmachari and Shyama Charan Brahmachari, Two neolithic stone implements found in a Tank at Jamalpur (Monghyr). (2 Taf.). — 137—142 Sunder Lal Hora, On a goat employed as „scapegoat" in the Bilaspore Distr., Centr. Prov. (1 Taf.). — 143—148 Hem Chandra Das-Gupta, A few types of sedentary games prevalent in the Punjab (6 Abb.). — 149—168 D. N. Majumdar, Marriage and betrothal among the Hos of Kolhan (1 Taf.). — 169—175 N. G. Majumdar, Some notes on Buddhist iconography.
4 211—213 Hem Chandra Das-Gupta, A few types of Indian sedentary games (3 Abb.). — 219—233 Harbans Lall Chhibber, The extinct iron industry of the neighbourhood of Mount Popa, Upper Burma (8 Taf.).
3 (Ausg. Jan. 1928). 235—318 J. P. Mills, Folk stories in Lhota Naga.
W. P.

Journal des Savants 1927:
9 (Nov.) 385—393 Carlini u. Vivielle, La Navigation dans l'Égypte antique (über: Ch. Boreux, Études de Nautique égyptienne, l'Art de la Navigation en Égypte jusqu'à la fin de l'Ancien Empire.) — 393—403 E. Cuq, Les contrats de Kerkouk au Musée britannique et au Musée de l'Irak (über: C. J. Gadd, Tablets from Kerkuk). — 415—416 *E. G. Klauber et C. F. Lehmann-Haupt, Geschichte des alten Orients (G. Contenau). — 420—422 *G. Migeon, Manuel d'Art musulman. Arts plastiques et industriels T. I. (H. D.). — 422 *A. M. Pizzagalli, Aspetti e problemi della civiltà indiana (J. Bagot).
E. P. B.

10 (Dez.) *H.-B. Walters, Catalogue of the engraved gems and cameos, Greek, Etruscan and Roman, in the British Museum (A. Blanchet). — *L. Halphen, Les Barbares, des grandes invasions aux conquêtes Turques du XIe siècle (L. Bréhier). — *E. N. Gardiner, Olympia (Ch. Picard). — *H. Parmentier, L'Art Khmer primitif (J. Bacot). — *G. Contenau, Musée de Louvre, Les Antiquités Orientales: Sumer, Babylonie, Elam (A. Merlin). E. L.

Journal of the Society of Oriental Research XI 1927:
3/4 260—261 *E. Breccia, Monuments de l'Égypte gréco-romaine (L. Keimer). Wr.

The Journal of Theological Studies XXIX 1927: 113 *G. F. Moore, Judaism in the first centuries of the Christian era; *M. L. Margolis — A. Marx, A History of the Jewish People (W. E. Barnes). — *L. E. Binns, The Book of Number (W. A. L. Elmslie). — *M. H. Segal, A Grammar of Mishnaic Hebrew (A. L. Williams). — *W. O. E. Oesterley, Tractate Shabbath; *H. M. Loewe — R. L. Henriques, Mediaeval Hebrew Minstrelsy (T. W. Manson). — S. A. Cook, Chronicle, Old Testament and related Literature. E. L.

Der Jude. Sonderheft: **Judentum und Christentum.**
1—4 H. Kutter, Gott und die Ideen. — 4—9 N. Birnbaum, Vom erledigten Judentum. — 10—16 M. Wiener, Säkularisierte Religion. — 16—23 M. Dibelius, Mensch und Gott. — 23—24 P. Adler, Gibt es ein jüdisch-christliches Problem? — 30—40 M. Dienemann, Frömmigkeit in Judentum und Christentum. — 41—50 A. Jeremias, Christentum und Judentum. — 51—57 F. Thieberger, Der jüdische Erlösungsgedanke. — 58—66 M. Eschelbacher, Das jüdische Gesetz. — 67—81 A. S. Steinberg, Dostojewski und das Judentum. — Ch. Schrempf, Christentümer, Judentümer und die Wahrheit. — *E. Przywara, Judentum und Christentum; *A. Jeremias, Jüdische Frömmigkeit (O. Wolfsberg). E. L.

Jüdische Rundschau XXXII 1927:
604 M. Spitzer, Zur Entstehungsgeschichte der Kabbala. (Bericht über einen Vortrag von G. Scholem, gehalten im Oktober 1927 in der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. Die „Hechalot"-Literatur, in ihrem Gehalt unverkennbar gnostisch, ist nicht in die gaonäische Zeit, sondern in die ausgehende Antike zu setzen. In den gnostischen Gedankenkreis gehört auch die älteste, von religionsphilosophischen Fragen freie Schicht des Sohar. Ebenso enthält das Buch Bahir Termini, die sich als Übersetzungen aus der griechischen Gnosis darstellen. Die älteste kabbalistische Literatur gelangte also aus dem Orient nach Frankreich und Spanien, der Sohar speziell um 1250; von wem letzterer seine jetzige Gestalt erhielt, ist ein Problem für sich. Zeitliche Zwischenglieder zwischen altjüdischer Gnosis und der Kabbala Spaniens und der Provence stellen z. B. die kleinen Midraschim der gaonäischen Periode und die rheinischen Chassidim des 12. Jahrhunderts dar.) M. P.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Hist.-filol. Meddelelser XIV 2 (1927):
H. O. Lange, Der magische Papyrus Harris. E. L.

Das Kunstblatt XI 1927:
Dezember 445 Goldene Maske gefunden in Mykene. E. L.

Language. Journal of the Linguistic Society of America III 1927:
3 E. H. Sturtevant, The *e*-Perfect in Hittite. (Die Präsensformen *šakki* 'er sieht', *aki* 'er stirbt', *ari* 'er ist angekommen' werden formal für Präterito-Präsentia erklärt und mit got. *bar* — *bērum, sahv* — *sēhvum* zusammengestellt; dem Plur. *bērum* entspricht aber im Hitt. die 3. pl. Präter.: *šekkir, ekir, erir*, während die 3. pl. Präs. (*akkanzi, aranzi*) der *mi*-Konjugation entstammt.) A. M. Sturtevant, Initial *h* before *l, n, r* in Old Icelandic. (Während normalerweise im Altisl. *h* vor *l, n, r* erhalten bleibt, fehlt es häufig in der klass. Sprache in *rata, rīfa, rjōta, rælt*; andererseits findet sich ein unorganisches *h* in *(h)lykka, (h)neisa, (h)nȳsa, (h)rasa*. Der Verf. sucht die Vorbilder dieser analogischen Bildungen festzustellen.) W. Petersen, The Italic Imperfect. (Bei der bisher im allgemeinen angenommenen Erklärung des ital. Imperfects ergeben sich zwei Schwierigkeiten: 1. das Auftreten der Stammform vor der Zusammensetzung mit *-bam* < **bhuām* (daß ein Partizip oder eine Kasusform eines Verbalsubst. zugrunde liegen könnte, wird für unmöglich erklärt); 2. *-bam* zu **bheu* ist schwierig, weil **bheu* „werden" bedeutet, nicht „sein". Auszugehen ist von osk. **fufans** < ital. **fufān* < **bhu-bhuānt*, einem Plusqu. "sie waren geworden = sie waren". Das *a* der Form erklärt sich daraus, daß oft Prs.-Stämme ins Perf.-System geraten; das *bhu*- der Reduplikationssilbe statt *bhe*- erklärt sich als Assimilation oder Analogiebildung nach unredupl. Formen der Wurzel **bhu*. Aus ital. **fufānt* wurde, indem *fu*- als Wurzel betrachtet wurde, *-fā*- abgelöst, lat. *-bā*-. Zuerst an Wurzeln gehängt: *stā-bā-, flē-bā-* u. a., dann auch an zweisilb. Stämme wie *amā-bā-*; die Formen der 3. u. 4. Konj. *-ēbā-, -iēbā-* sind Analogiebildungen nach der 2.) Fr. A. Wood, Some words for 'South'. (Etymol. Untersuchung über die Ausdrücke für Süden in idg. Sprachen.) Rol. G. Kent, Oscan DEKETASIO-. (Wird etwas abweichend von Whatmough in Language III 105f. erklärt: aus **dekemā* „der Zehnte (*tithe*)" mit einem dem lat. *argentarius* entspr. Suffix. Die Nolanische Form *degetāsio-* zeigt weiteren Einfluß des Äquivalents von *argentarius* oder *argentum*, daher das *g*.) A. M. Espiñosa, The Language of the Cuentos Populares Espanoles. (Der Verf. gliedert seine an den von ihm hrsg. Cuentos gemachten Untersuchungen in drei Abschnitte: I. Phonology and Lexicography, 2. Phonetic phenomena, 3. Syntax. Von dem ersten Teil wird hier behandelt: 1. *alante*, 2. *aluego*, 3. *ande, onde*, 4. *an guar de, an eguar de*, 5. *anque, onque, enque*). — Book Reviews. O. Dempwolff, Die L-, R- und D-Laute in austronesischen Sprachen. S.-A. aus „Ztschr. f. Eingeb.-Sprachen" Bd. XV, Berl., 1925. (L. Bloomfield.) A. Carnoy, La Science du Mot: traité de sémantique. Louvain, Editions „Universitas". 1927. (Rol. G. Kent.) P. Chantraine, Histoire du Parfait Grec. Collection Linguistique publ. par la Société de Linguistique de Paris, XXI. Paris 1927. (Rol. G. Kent.) Blanche Brotherton, The Vocabulary of Intrigue in Roman Comedy. Chicago Dissertation. Chicago 1926. (E. H. Sturtevant.) Ed. Philipon, Les Peuples Primitifs de l'Europe Méridionale. Paris 1925. (Rol. G. Kent.) H. Jensen.

Literarisches Zentralblatt für Deutschland 78 1927:
20 E. Karg-Gasterstädt, Indogermanische Sprachwissenschaft; Indisch-iranische Philologie.
21 E. Karg, Allgemeine Sprach- und Literaturwissenschaft; Indische Philologie. — F. Weißbach, Westasien (*W. Bachmann, Felsreliefs in Assyrien . . .). — W. Eichhorn, Ostasien.
22 E. Karg, Allgemeine Sprach- und Literaturwissenschaft, Indogermanische Sprachwissenschaft, Indisch-iranische Philologie. — F. Weißbach, Westasien (*F. Nötscher, Ellil und Sumer und Akkad).

79 1928:
1 E. Karg-Gasterstädt-E. Kutzer, Allgemeine Sprach- und Literaturwissenschaft. — E. Kutzer, Indoiranische Philologie. — F. Weißbach, Westasien.
2 Historische Literatur des Auslands, *The Cambridge Ancient History (S. H. Steinberg).
3 W. Eichhorn, Neue Chinaliteratur des Auslandes (*H. Maspero, La Chine antique). E. L.

Litteris IV:
3 *P. W. Schmidt, Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde (A. Meillet). — *K. Sandfeld, Balkanfilologien (N. Jokl). — *J. Friedrich, Staatsverträge des Ḫatti-Reiches in Hethitischer Sprache (F. Hrozný). E. L.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Bei Einforderung von Rezensionsexemplaren genügt Angabe der Nummer mit Autornamen. Erfolgt auf die Einforderung innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*477 Ammann, H.: Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. II. Der Satz. Lebensformen und Lebensfunktionen der Rede.
478 Andersen, J. C.: Myths and Legends of the Polynesians.
479 Björkman, W.: Beiträge zur Geschichte der Staatskanzlei im islamischen Ägypten.
*480 Brockelmann, C.: Mitteltürkischer Wortschatz nach Maḥmūd al-Kāštarīs Dīvān Lufāt At-Turk bearb.
481 Brown, B.: The Story of Buddha and Buddhism. His Life and Sayings.
482 — The Story of Confucius. His Life and Sayings.
483 Brunton, G.: Qau and Badari. I u. II.
484 Chaudhuri, K. Ch.: The History and Economics of the Land System in Bengal.
485 Diehl, Ch.: L'Art Chrétien primitif et l'Art Byzantin.
*486 Dubnow, S.: Weltgeschichte des jüdischen Volkes von seinen Uranfängen bis zur Gegenwart. Bd. VII.
487 Ducati, P.: Etruria Antica. Vol. I u. II.
488 Duyvendak, J. P.: Het Kakean-Genootschap van Seran.
489 Ebeling, E., u. B. Meißner: Reallexikon der Assyriologie. I, 1: A — Altkleinas. Völker.
*490 Erforschung, Die, der indogermanischen Sprachen. Bd. IV, 2. Hälfte. Iranisch von H. Reichelt. Armenisch von H. Zeller.
491 Ferguson, J. C.: Chinese Painting.
492 Frank, C.: Straßburger Keilschrifttexte in sumerischer und babylonischer Sprache.
493 Getty, A.: The Gods of Northern Buddhism. Their History, Iconography and progressive Evolution through the Northern Buddhist Countries.
494 Ginsburg, M. S.: Rome et la Judée. Contribution à l'Histoire de leurs Relations politiques.
495 Goettsberger, J.: Das Buch Daniel übers. u. erklärt.
496 — Einleitung in das Alte Testament.
497 Hellas-Fahrt. Ein Reisebuch.
498 Holtzmann, O.: Tamid. (Vom täglichen Gemeindeopfer.) Text, Übers. u. Erklär. nebst einem textkrit. Anhang.
499 Jensen, P.: Der aramäische Beschwörungstext in spätbabylonischer Keilschrift.
500 Junker, H.: Bericht über die v. d. Akad. d. Wiss. in Wien nach dem Westdelta entsendete Expedition.
501 Katzenelsohn, I. L.: Talmud und Medizin.
502 Keith, A. B.: A History of Sanskrit Literatur.
503 Langdon, S., and J. K. Fotheringham: The Venus Tablets of Ammizaduga. A Solution of Babylonian Chronology by Means of the Venus Observations of the First Dynasty.
504 La Piana, G.: Foreign Groups in Rome during the first Centuries of the Empire.
*505 Marty, P.: Études Sénégalaises (1785—1826).
506 Menes, A.: Die vorexilischen Gesetze Israels im Zusammenhang seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Vorarbeiten zur Geschichte Israels. Heft 1.
*507 Mittler, P. Th.: Chinesische Grammatik. Einführung in die Umgangssprache. Mit besond. Berücksicht. d. Shantungsprache.
508 Modi, J. J.: Asiatic Papers. Part III.
509 — Anthropological Papers. Part III.
*510 Nachod, O.: Bibliographie von Japan 1906 bis 1926.
*511 Otto, W.: Beiträge zur Seleukidengeschichte des 3. Jahrh. v. Chr.
512 Panikkar, K. M.: An Introduction to the Study of the Relations of Indian States with the Government of India.
513 Pernot, M.: L'Inquiétude de l'Orient sur la Route de l'Inde.
514 Pleßner, M.: Der OIKONOMIKOC des Neupythagoreers „Bryson" und sein Einfluß auf die islam. Wissenschaft.
*515 Preisendanz, K.: Papyri Graecae Magicae. Die griechischen Zauberpapyri. I. hrsg. u. übers.
516 Rabino, H. L.: Mázandarán and Astarábád.
517 Ranger, A. S. B.: Chinsenga Handbook. A Manual of the Nsenga Language, spoken in the Protectorate of Northern Rhodesia.
518 Romein, J.: Byzantium. Geschiedkundig Overzicht van Staat en Beschaving in het Oost-Romeinsche Rijk.
*519 Rose-Innes, A.: Beginners' Dictionary of Chinese-Japanese Characters. With common Abbreviations, Variants and numerous Compounds compiled. 2nd Edition.
520 Rösel, R.: Die psychologischen Grundlagen der Yogapraxis.
521 Saunders, K.: The Gospel for Asia. A Study of three religious Masterpieces: Gita, Lotus and fourth Gospel.
522 Schumacher, K.: Ein Vergleich der buddhistischen Versenkung mit den jesuitischen Exerzitien.
523 Tkatsch, J.: Die arabische Übersetzung der Poetik des Aristoteles und die Grundlage der Kritik des griechischen Textes. 1. Band.
524 Toynbee, A. J.: Survey of International Affairs 1926.
*525 Westermann, W. L., and C. J. Kraemer: Greek Papyri in the Library of Cornill University ed. with Transl. and Notes.
526 Wheeler, R.: The Modern Malay.
527 Wilhelm, R.: Geschichte der chinesischen Kultur.

Mit einer Beilage der Fa. August Pries, Leipzig

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Blumengasse 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.